Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Heft 7 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme: Jutta Selle

Amtliche Mitteilungen

Aufnahmeprüfung für die Oberklasse einer Landfrauenschule

Für die Aufnahme in die Oberklasse einer Landfrauenschule ist das Prüfungszeugnis einer mittleren Schule oder das Versetzungszeugnis für die 7. Klasse einer höheren Schule erforderlich. Um darüber hinaus aber begabten Mädeln den Beruf der Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde und der ländlichen Haushaltspflegerin zugänglich zu machen, hat der Reichserziehungsminister Bestimmungen über die Aufnahmeprüfung erlassen. Sie kann von mindestens 18jährigen Mädel abgelegt werden, die eine Volksschule abschließend besucht haben, wenn sie den Nachweis über das Ablegen der ländlichen Hauswirtschaftsprüfung und den Nachweis über den Besuch der Unterklasse einer Landfrauenschule oder einer Mädchenabteilung der Landwirtschaftsschule erbringen und an einem wissenschaftlichen Vorbereitungslehrgang teilgenommen haben. Ein solcher wird für das gesamte Reichsgebiet an der staatlichen Landfrauenschule Oranienburg (Land Anhalt) eingerichtet und dauert ein halbes Jahr.

Die neuen Schulnoten auch in den Heeresfachschulen

Die neuen Noten für Schulleistungen — 1 Sehr gut, 2 Gut, 3 Befriedigend, 4 Ausreichend, 5 Mangelhaft, 6 Ungenügend — sind jetzt auch für die Fachschulen aller Bildungszweige des Heeres und der Kriegsmarine eingeführt worden, ebenso die Gesamtbeurteilung in den Prüfungszeugnissen. Mit Auszeichnung bestanden, Gut bestanden, Befriedigend bestanden, Bestanden, Nicht bestanden —, soweit eine Gesamtbeurteilung in den Abschlußzeugnissen vorgesehen ist.

Nicht mehr „Haushaltungskunde", sondern „Hauswerk"

In der Prüfungsordnung für das Lehramt für Volksschulen ist die Bezeichnung des Faches „Haushaltskunde" durch „Hauswerk" ersetzt worden. Das Fach „Handarbeiten" heißt „Handarbeit".

Schüler als Zuhörer in Gerichtsverhandlungen

Bei einer Anzahl von Gerichten ist der Versuch gemacht worden, Schüler mit den Vorgängen vor Gericht durch Teilnahme als Zuschauer an geeigneten Gerichtsverhandlungen vertraut zu machen. Abgesehen von den Einführungen, die in der Schule gegeben werden, werden die Schüler auch von den Richtern belehrt, daß es nicht Sinn und Aufgabe der Schaugerichtsverhandlungen sein kann, dem Sensationsbedürfnis zu dienen. Den Schülern, die die erforderliche Reife besitzen, soll vielmehr zur Erweiterung ihrer eigenen Allgemeinbildung ein Einblick in die ihnen sonst im allgemeinen nicht zugängliche Tätigkeit der Gerichte gegeben werden. Weiter verfolgt aber auch die Justiz damit den Zweck, falsche Vorstellungen, die über ihre Tätigkeit verbreitet sind, zu beseitigen. Sie will zeigen, daß die Rechtspflege nicht das trockene „Paragraphenamt" ist, für das man sie manchmal hält, sondern daß sie mitten im Leben des Volkes steht, in dessen Aufbau sie wesentliche ordnende, erhaltende und abwehrende Aufgaben zu erfüllen hat. Nach der „Deutschen Justiz" haben die Erfahrungen gezeigt, das die Schüler die Gerichtsverhandlungen mit Interesse verfolgen und manche lehrreiche Anregung daraus gewonnen haben. Gerade heute, wo die Staatsführung bestrebt ist, den politischen Menschen im weitesten Sinne zu erziehen, lernt der Schüler durch solche Schaugerichtsverhandlungen die Einrichtungen des Staates kennen, die ebenfalls der Erhaltung und Förderung der deutschen Volksgemeinschaft dienen.

Ausbildungslehrgänge für Hauswirtschaftslehrerinnen

Damit nicht Laienlehrkräfte den Hauswirtschaftsunterricht an den im Aufbau befindlichen ländlichen Berufsschulen übernehmen müssen, werden auch in diesem Jahr — und zwar letztmalig — Lehrgänge zur Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen an ländlichen Berufs- und Volksschulen eingerichtet.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

In diesem Heft:

PREISAUSSCHREIBEN der »Reichs-Elternwarte«

Wer erzählt die schönste Jugenderinnerung?

Heft 7 1939

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Aufnahme: Curt Ullmann

Nicht darin besteht die Kunst der Erziehung, dem Kinde zu zeigen, wie es jeden Stein und jede scharfe Kante vermeidet. Nein, es so zu lenken, daß es lernt den Stein fortzuschaffen, die scharfe Kante abzuschleifen, um sich selber und der Gemeinschaft einen freien Weg zu ebnen.

Das Abgangszeugnis der Volksschule

Um es vorweg zu sagen: Hinter dieser schlichten Ueberschrift verbirgt sich eine schwerwiegende Frage, die in jedem Jahre an die Eltern herantritt. Dies ist die Frage:

Sollen wir unseren Jungen oder unser Mädel — wenn sie das sechste Jahr der Volksschule beendet haben — in ein Aufbausystem bringen, oder ist es im Hinblick auf die Zukunft des Kindes vielleicht doch besser, die Volksschule ganz zu durchlaufen?

Ist es dem Kinde dienlicher, durch einen geschlossenen achtjährigen Besuch der Volksschule einen innerlich abgeschlossenen Bildungsgang mit in das Leben hinauszunehmen?

Oder ist es besser, durch den vierjährigen Besuch eines Aufbau-Systems dem Jungen oder dem Mädel eine weiterführende Bildung zu vermitteln? Diese Fragen sind berechtigt und auch durchaus verständlich. Welche Eltern wünschten sich nicht für ihre Kinder eine gediegene Bildung, kraft deren die Kinder einen erfolgreichen Weg gehen können! Es ist menschlich durchaus begreiflich, wenn Eltern für ihre Kinder — ganz besonders für die Jungen — den Wunsch hegen, der Lebensweg möge einmal auf höher gelegene soziale Ebenen führen. Aber für die praktische Durchführung einer solchen Umschulung zu einem Aufbausystem ergeben sich doch — wie schon angedeutet — recht schwierige Fragen.

Nach sechsjähriger Ausbildungszeit auf der Volksschule ist also eines Tages der große Einschnitt da, der möglicherweise eine Fülle neuer und schwieriger Verhältnisse mit sich bringt. Zunächst einmal würde eine völlig neue Umwelt und eine neue Gemeinschaft eine tiefgehende innere Umstellung in dem Kinde zur Folge haben. Diese Umstellung ist um so stärker, je umständlicher und komplizierter die äußeren Verhältnisse sind. So ist es z. B. durchaus möglich, daß der Junge nun täglich eine längere Strecke fahren muß, denn nicht jede Stadtgemeinde hat ein Aufbausystem. Und diese Belastung ist vier Jahre lang zu tragen! Diese Erschwernisse sind im Hinblick auf die körperliche Verfassung des Kindes sehr genau zu beachten und als gewichtiger Faktor in den Gesamtplan zu setzen.

Und einen solchen Gesamtplan — so will ich ihn der Kürze halber nennen — muß sich das Elternhaus zuvor unbedingt aufstellen. Denn nun tritt ein sehr beachtenswertes Moment in die Erscheinung — ein wirtschaftliches Moment: Bei der neuen vierjährigen Ausbildung auf einem Aufbausystem ist Schulgeld zu zahlen!

Welche Aufbausysteme bestehen denn nun — wenigstens in Berlin?

Bis jetzt gab es Aufbauklassen und Aufbauschulen. Beide Einrichtungen gibt es in der bisherigen Form nicht mehr. Ab Ostern 1939 gibt es 1. den vierklassigen Aufbauzug an Volksschulen. Der Uebergang zu diesem System geschieht nach dem erfolgreichen Besuch des sechsten Schuljahres der Volksschule. Der Besuch dieses vierklassigen Aufbauzuges ist nicht mehr schulgeldfrei. Das Ziel dieses Aufbausystems ist die Erlangung der mittleren Reife. Aus der Erwägung, daß die grundständige Mittelschule dieses Ziel erst nach sechs Jahren erreicht, wird ohne weiteres klar, daß die Arbeit im Aufbauzug — der ja nur 4 Klassen umfaßt — nicht klein ist und alle Kräfte des jungen Menschen beansprucht. Vierklassige Aufbauzüge gibt es ab Ostern 1939 in Pankow, Lichtenberg und Neukölln.

Das zweite — größere — Aufbausystem war bisher die Aufbauschule. Auch diese Einrichtung besteht in der alten Form nicht mehr. Heute haben wir dafür die „Oberschule für Jungen in Aufbauform", und zwar in Berlin zunächst am Köllnischen und am Lessing-Gymnasium. Ausbildungszeit: Sechs Jahre; Ziel: Das Reifezeugnis.

Neben diesen beiden speziellen Aufbausystemen bestehen ferner die grundständigen Mittelschulen mit 6 Klassen, anknüpfend an vier erfolgreiche Grundschuljahre, — bestehen ferner die Oberschulen für Knaben und Mädchen und als Sonderform die Gymnasien.

In den nachstehenden Ausführungen will ich mich bewußt nur mit der Frage: Vollständiger Besuch der Volksschule oder Uebergang zu einem Aufbausystem — beschäftigen. Erfahrungsgemäß bereitet den Eltern diese Frage nach dem weiterführenden Aufbauzug viel mehr Schwierigkeiten als nach 4 Grundschuljahren der Uebertritt zur Mittel- oder höheren Schule. Welche Erwägungen sind anzustellen nach der wirtschaftlichen und nach der psychologischen Seite?

Zunächst die psychologische Seite des Uebergangs zu einem Aufbauzug. Vier Jahre lang ist es ehernes Gesetz, den höchsten Aufwand und Einsatz der persönlichen Kräfte — aller persönlichen Kräfte — durchzuführen. Zu einer wirklich ausreichenden Begabung muß außerdem ein eiserner Arbeitswille kommen, sonst ist

das hochgesteckte Ziel nicht zu erreichen. Und was dann? — Bei einem vorzeitigen Abbrechen der Schulzeit hat der Junge nun gar keinen Abschluß erreicht. Hier ist dann der Uebergang zum Berufsleben sehr schwierig. Gewiß bekommt der Junge auch dann, wenn er vorzeitig abgeht, ein Schlußzeugnis, aber diesem Zeugnis fehlt eine wichtige Qualität: Es ist nicht das Dokument einer vollständigen und ordnungsgemäß abgeschlossenen Schulzeit, und der Junge beginnt nun doch da, wo er nach dem Abgang von der Volksschule auch begonnen hätte, nur mit dem Verlust kostbarer Jahre.

Die Voraussetzungen zum Uebergang auf den Aufbauzug — und erst recht zur Oberschule in Aufbauform — erstrecken sich also keinesfalls nur auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Elternhauses, sondern in allererster Linie auf die seelischen und geistigen Kräfte des Jungen. Zur wirklichen, d. h. zur ausreichenden Begabung hat außerdem die Willensleistung zu treten, die über das erste Aufflammen der Begeisterung hinweg zu jener unermüdlichen Alltagsarbeit führt, die den Erfolg erst ausmacht.

Die Aufbausysteme tragen doch eine ganz andere Struktur in sich als die höheren oder Mittelschulen. Vor allem ist bei den höheren und mittleren Schulen durch den früheren Uebergang (nach 4 Grundschuljahren) die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse leichter, unbekümmerter und zwangloser. Und die höheren oder mittleren Lehranstalten sind in jedem größeren Ort zu finden, machen also in den meisten Fällen das anstrengende jahrelange Fahren unnötig.

Den Aufbausystemen aber gehen sechs Volksschuljahre voraus, die doch eigentlich den Bedürfnissen der Volksschule angepaßt sind, und von hier erfolgt der Uebergang ziemlich plötzlich. Der Uebertritt von einer schon fast zu Ende gehenden Schulart auf ein anderes System ist daher gleichsam ein Hineinwachsen in neue Lebensformen.

Wie liegen nun die Verhältnisse, wenn der Junge alle acht Jahre auf der Volksschule bleibt?

Zunächst ist er in einem wesentlichen Punkt dem übergehenden Mitschüler voraus: Es gibt für ihn keinen Einschnitt in der Ausbildungszeit.

Ruhig und gleichmäßig reiht sich ein Jahr an das andere; stetig und organisch wächst der junge Mensch seiner Berufsausbildung entgegen. Und das ist um so wichtiger, als sich ja allmählich die Reifezeit mit all ihren Veränderungen, Strömungen und Erneuerungen anbahnt. Zu den seelischen Erschütterungen kommt hier nicht noch die jahrelange körperliche Belastung. So kann der Volksschüler den Anforderungen der letzten beiden Jahre ein viel größeres Maß persönlicher Kräfte entgegenbringen als der Mitschüler, der zu einem Aufbauzug übergetreten ist, — was naturgemäß seinen Leistungen zugute kommt. In der Oberstufe der Volksschule stecken in jeder Klasse fähige, begabte und fleißige Köpfe, bei denen es aber zum Uebergang auf ein Aufbausystem doch nicht völlig ausreicht. Es ist ein Ausdruck größter Klugheit, wenn diese Schüler in ihrer alten Gemeinschaft verbleiben. Denn die Begabung, die für die Aufbauklassen doch nicht ganz ausreichen würde, könnte in der Volksschule zu guten Leistungen befähigen.

Es ist daher in diesen Fällen durchaus vernünftig, das gute Abgangszeugnis der Volksschule dem mittelmäßigen des Aufbausystems vorzuziehen. Jedenfalls ist das gute Abgangszeugnis von der Volksschule sowohl dem Handwerksmeister als auch dem Personalchef des Industriekonzerns tausendmal lieber als das Schulzeugnis eines verfrühten Abgangs von einem Aufbauzug. Denn nach achtjährigem Besuch der Volksschule — das weiß der Lehrmeister ganz genau — ist ein fester, solider und gediegener Unterbau vorhanden. Vor allem aber ist der Unterbau lückenlos und stetig gewachsen. Daß der aus der Volksschule abgehende Schüler zwei volle Jahre früher in das Berufsleben eintritt, das Elternhaus also früher entlastet, sei nur nebenbei erwähnt.

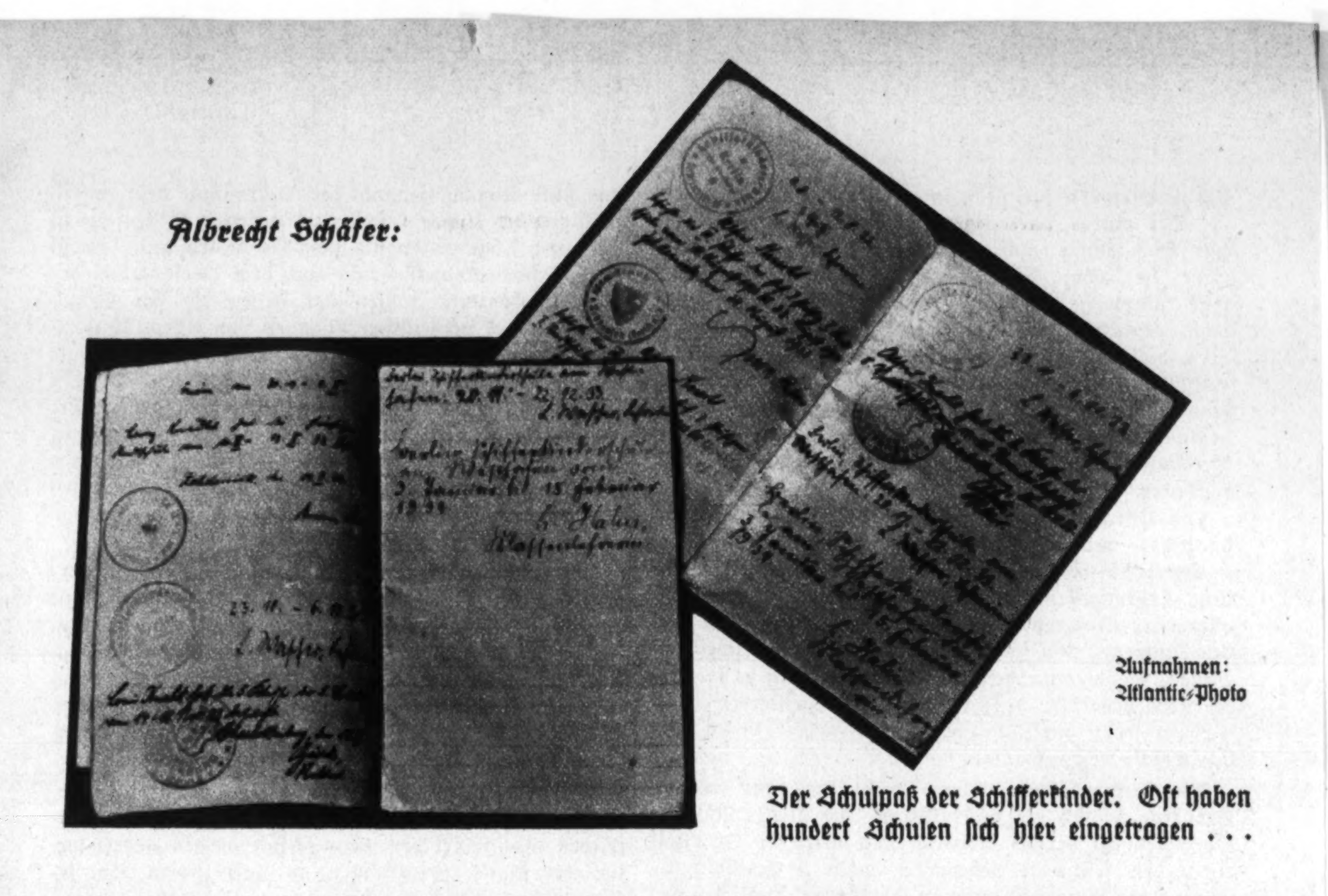
Ich möchte aber keineswegs dahin verstanden werden, daß der Uebergang zu einem Aufbausystem auf alle Fälle seiner Schwierigkeiten wegen nicht zu empfehlen sei, — diese Ausführungen wollen lediglich den Eltern vor Augen führen, daß für den Uebergang in erster Linie die ausreichende Begabung des Kindes zu entscheiden habe. Daß die körperliche Belastung sorgsam zu beachten ist, bedarf keiner weiteren Ausführungen.

Die Aufgaben sind nun naturgemäß noch umfangreicher und schwieriger, wenn es sich um den Uebergang zur Oberschule (für Jungen) in Aufbauform handelt. Einmal dauert hier die Ausbildung nach vorausgegangenen 6 Volksschuljahren nochmal 6 Jahre, zum andern sind die Anforderungen — da ja dieses Aufbausystem mit der Reifeprüfung abschließt — noch größer. Dieses System appelliert noch in ganz anderer Weise an die geistigen Fähigkeiten wie etwa der Aufbauzug. Und deshalb ist hier die Auslese noch sorgfältiger zu treffen. Hier — und auch beim vierklassigen Aufbauzug an Volksschulen — müssen wir immer wieder dessen eingedenk sein, daß das Kind bei einem vorzeitigen Verlassen der Aufbausysteme gar keinen ordnungsmäßigen Abschluß besitzt. Und deshalb ist es v o r der Anmeldung zu einem der weiterführenden Aufbausysteme geraten, das Urteil der Schule zu hören. Ist das Kind seiner Begabung nach wirklich zum Uebergang geeignet, dann steht diesem Uebergang selbstverständlich nichts entgegen. Ist aber das Maß der Kräfte augenscheinlich nicht ausreichend, dann ist es doch besser, ein gutes Abgangszeugnis der Volksschule einem mittelmäßigen des Aufbauzuges vorzuziehen. Denn der ganze Fleiß, das ganze Bemühen treten auf dem mittelmäßigen Zeugnis nicht so in Erscheinung wie sie vielleicht wirklich geleistet worden sind.

Die Leistungssteigerung, wie sie ja vom Aufbausystem ohne weiteres gefordert wird, kann und darf nicht zum Raubbau werden. Das kann nie geschehen, wenn eine wirklich gute Begabung den Einsatz aller kindlichen Kräfte lenkt. Und wenn die Schule auf Grund genauer Beobachtungen vom Uebergang abrät, dann gibt sie dem Kinde — wenn auch dem Elternhaus u. U. eine Enttäuschung zuteil wird — von vornherein das Plus, einen vollwertigen Abschluß auf der Volksschule zu erreichen.

Eins ist bei diesen Fragen jedoch gänzlich fehl am Platze: der persönliche Ehrgeiz des Vaters oder der Mutter. Die Zukunft des Kindes entscheidet letzten Endes durch seine Anlagen das Kind selber.

H e i n z D r e g e r



Albrecht Schäfer:

Aufnahmen: Atlantic-Photo

Der Schulpaß der Schifferkinder. Oft haben hundert Schulen sich hier eingetragen ...

Gäste in der Schule

Als „Spitzentänzerin Lola Lolitha" stand sie auf dem Programm der Arena, die auf dem Dorfanger ihre Zelte aufgeschlagen hatte. Als Spitzentänzerin Lola Lolitha war sie, bekleidet mit einem Gazeröckchen und viel glänzendem Flitter, des Abends bei der Eröffnungsvorstellung von jung und alt bewundert worden.

Als „Lotte Reinfelder" klopfte sie am nächsten Morgen an die Klassentür der Dorfschule. Die Jungen und Mädel machten lange Hälse, als sie die Schulstube betrat und neben Anneliese Paulsen einen Platz angewiesen bekam.

So also sah Lola Lolitha in der Nähe aus: gar nicht so rotbäckig wie gestern abend, als sie so leichtfüßig über die Bretter der Arena wirbelte. Und Lotte Reinfelder hieß sie in Wirklichkeit, ganz einfach Lotte Reinfelder; und so einfach wie ihr Name war auch das Kleidchen, das sie heute trug, das nichts von dem Glitzerkram des gestrigen Abends an sich hatte. Ja, es wollte selbst den Jungen so scheinen, als sei sie doch recht ärmlich angezogen; selbst die Büttnerskinder, die doch keinen Vater mehr hatten und in deren Haus oft Armut herrschte, trugen nicht so verwaschene und geflickte Kleider, wie Lotte Reinfelder eins anhatte.

Obwohl nun aber alle Augen auf sie gerichtet waren, und obwohl der Lehrer, der erst eine ganze Zeit in dem Heft mit dem Wachstuchdeckel, das sie ihm überreicht hatte, herumblätterte, allerhand Fragen an sie stellte, war sie doch nicht verlegen. Mit ernstem Gesicht — wo war nur das freundliche Lächeln von gestern abend geblieben? — schaute sie ihn und ihre Umgebung an, und auf die Frage, ob sie denn jeden Tag mitspiele, gab sie zur Antwort: „Nein, ich arbeite nur dreimal in der Woche."

Ueber das „Arbeiten" wollte sich die Klasse, wollten sich besonders die Jungen totlachen. Arbeiten nannte das blasse Ding ihr Rumgehopse ... arbeiten?! Ha — was wußte die von Arbeit! Die Schwarzbunte richtig ausmelken oder Kartoffeln stampfen oder hinter dem Pfluge gehen — das war Arbeit. Aber das bißchen Tanzen? Schön —, um es auf den Zehenspitzen zu können, mußte man wohl ein wenig trainieren, aber Arbeit durfte man doch wohl nicht zu dem Kunststück sagen. Und es wollte auch dem Lehrer nicht gelingen, seine Jungen und Mädel davon zu überzeugen, daß die neue Klassengefährtin ein Recht hatte, von Arbeit zu sprechen, und daß die Gewohnheit der Artisten, ihre Tätigkeit ganz schlicht Arbeit zu nennen, der inneren Wahrheit entspricht.

Als Mitschülerin konnte „die Neue" ihren Klassenkameraden und -kameradinnen nicht imponieren. Im Rechnen konnte sie mit ihren 13 Jahren kaum so viel wie sonst die Neunjährigen, und im Diktat, da schlug sie mit ihrer Fehlerzahl selbst Paustians Theodor, der den Klassenrekord hielt. Selbst in der Erdkunde-

stunde wußte sie nicht viel zu sagen, obwohl doch ihr das Heft, das sie dem Lehrer übergeben und in dem sich jede Schule, die sie bisher besuchte, eingetragen hatte, die Namen von Dörfern und Städten von halb Deutschland enthielt. Sie konnte sich nur auf wenige Orte wirklich besinnen, und auf die Frage, wo es denn in Deutschland am schönsten sei, antwortete sie: „In Groß-Barnikow, da hatten wir fünf ausverkaufte Vorstellungen . . ."

Drei Tage blieb Lotte Reinfelder Gast in der Schule. Die Mädchen hatten sich ein bißchen mit ihr angefreundet, schon aus Neugierde, um mal einen Blick in Lottes Wohnwagen werfen zu können. Dann war ihr in ihrem Büchlein die Teilnahme am Unterricht bescheinigt worden, Lotte hatte ihren Kameradinnen bei der Abfahrt noch einmal aus dem Fenster ihres Wohnwagens zugewinkt, und nach drei Tagen war sie, genau wie die Sensation um Lola Lolitha, vergessen.

Kinder des „Fahrenden Volkes" in der Schule . . . Ihr Eintreffen und ihre Teilnahme am Unterricht bildet für die Schulklasse immer ein Ereignis. Sie werden von den ortseingesessenen Schulkindern beneidet, daß sie in einem so buntbemalten Wagen wohnen dürfen und so viel in der Welt herumkommen; auch, daß sie nirgends so richtig mitzulernen brauchen, daß man sie in allen Schulen als Besuch nur liebenswürdig behandelt und ihnen ihre Fehler oder ihr mangelhaftes Können nachsieht, wird von den andern Kindern als schätzenswerter Vorzug angesehen. — Sie wissen und begreifen ja auch nicht, welche Tragik im Los der Beneideten einbeschlossen liegt, die keine Heimat kennen. Sie sehen noch nicht die Not, die sich oft hinter dem Flitterkram verbirgt, die Not, die dann und wann eine Mutter jener Gastkinder zwingt, den Lehrer um Entschuldigung für das Zuspätkommen ihrer Kleinen zu bitten: Sie konnte erst heute morgen Milch und Frühstücksbrot für ihre Familie kaufen; am Abend vorher ging es nicht, es mußte erst die Abendeinnahme abgewartet werden.

Zu mir kamen vor ein paar Jahren, unmittelbar vor den Weihnachtsferien, die Kinder einer Artistenfamilie, die zu einem Ensemble gehörte, das im Wirtshaussaal schwachbesuchte Vorstellungen gab, in die Schule. Ich glaube, froher sind nie Kinder zur Schule gekommen als diese vier, die die Nacht in kalten Bodenkammern oder Ställen geschlafen hatten und nun im warmen Klassenzimmer ein behagliches Plätzchen fanden. Irgendwie war es mir möglich gewesen, ihnen mit den andern bedürftigen Kindern meiner Schule warme Frühstücksmilch zu geben, das war schon für sie etwas ganz Besonderes. Ganz groß, ja gerade unbeschreiblich war jedoch ihre Freude, daß sie an der kleinen Vorweihnachtsfeier, die wir in der Klasse veranstalteten, teilnehmen durften und etwas von den kleinen Geschenken — es waren ja nur ein paar Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen, die ein Gönner gespendet und ein paar bunte Bildchen, wie sie damals die Sparkasse und das Gaswerk in den Schulen verteilten — abbekamen. Meine anderen Jungen und Mädel machten ganz verdutzte Gesichter und kriegten ganz blanke Augen, als sie soviel Freude und soviel





Schule des jeweiligen Aufenthaltsortes in Frage. Er wird streng überwacht. In erster Linie um seines erzieherischen Zweckes willen. Den sittlichen Gefahren, denen das Kind auf der Landstraße dauernd ausgesetzt ist, Gefahren, die durch die Unmöglichkeit eines geordneten Familienlebens noch vergrößert werden, soll durch die Pflicht zum Schulbesuch entgegengetreten werden, und die — wenn auch nur bedingte — Ordnung, die die Pflicht, die Schule zu besuchen, in das Leben so eines doch wirklich bedauernswerten Kindes bringt, soll der Möglichkeit, daß es „vagabundiert", verringern.

Außer den schon genannten Artistenkindern und auch den Kindern von Schaustellern begegnet man eigentlich nur wenigen kleinen Tagesgästen in den Schulen. Dann und wann findet sich mal der Junge oder das Mädel eines Kesselflickers oder Schirmmachers in der Schule ein und legt sein Büchlein vor, das eine reine Autogrammsammlung von Lehrern und Schulleitern des Landes darstellt und in dem die Siegel und Wappen der Orte ganzer Gaue lückenlos vertreten sind.

An den großen Wasserstraßen allerdings gibt es häufiger Besuch; da sind es die Schifferkinder, die auf das Gastrecht pochen und manchmal wochenlang die Schule des Ortes besuchen, in dem der Kahn ihres Vaters angelegt hat, um Ladung zu nehmen oder zu löschen. Größere Dörfer und Städte, die als Umschlagplätze bekannt sind, und wo die Kähne regelmäßig längere Zeit liegen, haben dieser Tatsache Rechnung getragen und ihren Schulen besondere Klassen angegliedert, die nur von solchen Schifferkindern besucht werden, und die ihren gesamten Unterricht auf deren besondere Bedürfnisse und auch die Art ihres nur gastweisen Schulbesuches abgestellt haben. Es gibt für sie besondere Lehrpläne und einheitliche Schulbücher, und in einen „Schulpaß" trägt nach Beendigung des jeweiligen Besuches der Lehrer den von ihm durchgenommenen Unterrichtsstoff ein, damit sein Nachfolger im anderen Hafen da fortfahren kann, wo er aufhörte. Durch solche Maßnahmen kann natürlich der bodenständige Unterricht nicht voll ersetzt werden, können die erreichten Leistungen sich nicht mit denen messen, die ein Kind aufweist, das immer die gleiche Schule besucht; es wird aber durch die Einrichtung von Schifferschulen den Schifferkindern eine Bildung vermittelt, die weit über die hinausgeht, die sich so ein unglückliches Geschöpfchen, das heute hier und morgen da in der Schule zu Gast ist, im allerbesten Fall anzueignen imstande ist, wobei noch erwähnt werden muß, daß ja die Schifferkinder während der winterlichen Liegezeit oft monatelang in ihrem Heimatort einen völlig geregelten Unterricht empfangen.

Erfreulicherweise sinkt die Zahl der kleinen Gäste in den Schulen von Jahr zu Jahr.

Freudentränen um „solche Kleinigkeiten" sahen. Sie haben die Geschwister L. noch heute nicht vergessen und die auch uns nicht: so um die Weihnachtszeit treffen regelmäßig Grüße von ihnen ein, mit Poststempeln aus allen Gauen Deutschlands. —

Auch für die Kinder der Familien, die durch ihren Beruf oder ihr Gewerbe gezwungen sind, den größten Teil des Jahres von Ort zu Ort zu ziehen, gilt das Gesetz über die Schulpflicht. Und überall da, wo die Familie für länger als einen Tag Aufenthalt nimmt, müssen die Kinder zur Schule gehen. Es liegt auf der Hand, daß bei solchem Schulbesuch die Unterrichtserfolge nur mehr als bescheiden sein können. Nur selten wird sich ein Lehrer gesondert mit ihnen befassen oder den Unterricht seiner Schule auf sie abstellen können. Sie „nehmen teil", schnappen hier einen Brocken auf, lernen dort einen Buchstaben hinzu und woanders wieder die Lösung einer Rechenaufgabe — immer aber fehlt ihrem Unterricht der systematische Aufbau, ohne den Gehörtes und Erlerntes nicht zu einer Wissenseinheit oder zum Können wird. Dieser Uebelstand, das Zurückbleiben ihrer Kinder, bleibt natürlich ihren Eltern, die in den allermeisten Fällen sehr um die Schulbildung ihrer Kinder besorgt sind, nicht verborgen. Und wenn diese es nur irgend ermöglichen können, so lassen sie die Kinder bei den Großeltern oder anderen Verwandten, damit sie an deren Wohnsitz regelmäßig die Schule besuchen.

Und nur, wo eine solche Lösung des Problems des Schulbesuches von Kindern aus Familien, die einem „ambulanten Gewerbe" nachgehen, nicht möglich ist, da kommt als Notbehelf der gastweise Besuch der

Rechenstunde der „Reichs-Elternwarte"



Wir setzen unsere Erkundigung nach der Art der Rechenaufgaben bei der Eignungsprüfung des Berufsberatungsamtes fort. Als Leitfaden diente uns die Feststellung: Von allem ein Pröbchen! Buntes Allerlei! Die gemeine Bruchrechnung verknüpft mit Schlußrechnung hatte uns schon beschäftigt. Auch gelegentliches dezimales Rechnen zeigten wir. Die dezimale Bruchrechnung in den vier Grundrechnungsarten nacheinander soll zunächst Gegenstand unserer Rechenstunde sein. Wir wiederholen also, was wir bereits wissen: Lesen und Schreiben der Dezimalbrüche. Erweitern, Kürzen, Gleichnamigmachen, Abrunden. Vervielfachen und Teilen mit 10, 100, 1000. Zusammenzählen und Abziehen. Malnehmen und Teilen. Dezimalbrüche und gemeine Brüche in Verbindung. —

Lesen und Schreiben der Dezimalbrüche.

7	6	5	4	3	2	1	1	2	3	4	5	6
M.	Ht.	Zt.	T.	H.	Z.	E.	z.	h.	t.	zt.	ht.	m.
						1,	0					
						0,	1					
						0,	0	1				
						0,	0	0	1			
						0,	0	0	0	1		
						0,	0	0	0	0	1	
						0,	0	0	0	0	0	1
1	2	3	4	5	6	7,	1	2	3	4	5	6

(E) $1 = 1{,}0$; (z) $^{1}/_{10} = 0{,}1$; (h) $^{1}/_{100} = 0{,}01$; (t) $^{1}/_{1000} = 0{,}001$; (zt) $^{1}/_{10\,000} = 0{,}0001$; (ht) $^{1}/_{100\,000} = 0{,}00001$; (m) $^{1}/_{1\,000\,000} = 0{,}000\,001$; $1\,234\,567\ ^{123\,456}/_{1\,000\,000} = 1\,234\,567{,}123\,456$ (einemillionzweihundertvierunddreißigtausendfünfhundertsiebenundsechzig 123 456 Milliontel.)

Beim Sprechen dieser gemischten Zahl zwischen ganzer Zahl und Bruch eine Pause machen! Unsere Stellentafel der ganzen Zahlen ist nach rechts erweitert zu Dezimalstellen! Der zehnte „tel" (Teil) von einem Einer ist ein Zehntel; der zehnte „tel" von einem Zehntel ist ein Hundertstel; der zehnte „tel" von einem Hundertstel ist ein Tausendstel; es folgen in ähnlicher Weise Zehntausendstel, Hunderttausendstel, Milliontel usw. (nicht Million„st"el!). Auch hier gelten die Grundgesetze unseres Dezimal-Zahlensystems: **10 Einheiten jeder Ordnung bilden eine Einheit der nächsthöheren Ordnung.**

10 Milliontel = $^{10}/_{1\,000\,000}$ = 0,000 010; 1 Hunderttausendstel = $^{1}/_{100\,000}$ = 0,000 01; $^{10}/_{100\,000}$ 0,000 10; $^{1}/_{10\,000}$ = 0,0001 usw.

Umgekehrt: **Eine Einheit jeder Ordnung hat 10 Einheiten der nächstniederen Ordnung.** Also:

1 z = 10 h
1 h = 10 t
1 t = 10 ht
1 ht = 10 m usw.

Oder: Jede Ordnung ist der 10. Teil („tel") der nächsthöheren Ordnung beziehungsweise das Zehnfache der nächstniederen! —

Erweitern!

0,1 = 0,10 = 0,100 = 0,1000 = 0,10000 usw.
0,91 = 0,910 = 0,9100 = 0,91 000 = 0,910000 usw.
6,8 = 6,80 = 6,800 = 6,8000 = 6,80000 usw.

Man erweitert einen Bruch, indem man rechts Nullen anhängt. Der Wert des Bruches bleibt unverändert! Das läßt sich rechnerisch beweisen:

$1 = {}^{10}/_{10} = {}^{100}/_{160} = {}^{1000}/_{1000} = {}^{10\,000}/_{10\,000}$ usw.; $0{,}1 = {}^{1}/_{10}$ von ${}^{100}/_{100} = (100 : 10)\ {}^{10}/_{100} = 0{,}10$; folglich $0{,}1 = 0{,}10$; $0{,}1 = {}^{1}/_{10}$ von ${}^{1000}/_{1000}\ (1000 : 10) = {}^{100}/_{1000}\ 0{,}100$; folglich $0{,}1 = 0{,}100$ usw.

Das Erweitern gebrauchen [illegible] z. B. beim Abziehen der Dezimalbrüche (3,6 — 2,1765 = 3,6000 — 2,1765) usw. Wir erweitern ferner praktisch, wenn wir die Nummernsteine der Chaussee lesen: 0,1 = 0,100 km = 100 m; 3,4 = 3,400 km = 3 km 400 m usw.

Kürzen!

0,20 000 = 0,2; 0,94 000 000 = 0,94; 35,410 000 = 35,41 usw. **Man kürzt einen Dezimalbruch, indem man die Nullen am Ende des Bruches wegläßt. Der Wert des Bruches bleibt unverändert.**

Gleichnamigmachen!

Mache gleichnamig: 0,2; 0,306; 0,48; 0,007; 0,062; 0,1895; 0,05! Lösung: Ich erweitere auf Zehntausendstel. Warum? Das „kleinste" gemeinschaftliche Maß

(Hauptnenner!) für Zehntel, Hundertstel, Tausendstel und Zehntausendstel ist Zehntausendstel! Also:

0,2 = 0,2000
0,306 = 0,3060
0,48 = 0,4800
0,007 = 0,0070
0,062 = 0,0620
0,1895 = 0,1895
0,05 = 0,0500

Abrunden!

9 875	auf	Zehner	abgerundet = 9 880
9 875	„	Hunderter	„ = 9 900
9 875	„	Tausender	„ = 10 000
195 000	„	Zehntausender	„ = 200 000
2 050 000	„	Hunderttausender	„ = 2 100 000
3 500 000	„	Millioner	„ = 4 000 000

Man rundet ab, indem man die erste stehenbleibende Ziffer um 1 erhöht, wenn die letzte fortzulassende Ziffer 5, oder mehr als 5 beträgt; ist sie kleiner als 5, so wird sie fortgelassen und an ihre Stelle eine Null gesetzt! Also: 9 340 Einwohner hat eine Stadt. Auf volle Tausender abgerundet hat sie „rund" 9000 Einwohner. Die letzte der fortzulassenden Ziffern 0 — 4 — 3 ist 3; 3 ist kleiner als 5, fällt fort und wird durch eine Null ersetzt. 4 und 0 werden 0 und 0. —

Wieviel Rpf sind 0,569 RM? Antwort: 56,9 Rpf.

Praktisch rechnen wir 57 Rpf; 0,9 Rpf kann man nicht bezahlen. 0,9 ist aber mehr als ½ (5/10) Rpf. 0,569 RM auf Hundertstel abgerundet = 0,57 RM; auf Zehntel = 0,6 RM. — Wieviel Rpf sind 0,642 RM, Antwort: = 64 Rpf (0,642 RM = 64,2 Rpf). Da 2/10 Rpf nicht gezahlt werden können und weniger als ½ Rpf sind, so werden sie fortgelassen. Man zahlt also statt 64,2 Rpf 64 Rpf, und wenn es sich nur um Zehner in den Pfennigen handelt: 0,6 RM (6 Zehnpfennigstücke). 0,642 = 0,6. Für ½ Rpf oder mehr zahlt man einen ganzen Rpf; was unter ½ Rpf ist, fällt am Schlusse der Rechnung fort. Hieraus leiten wir allgemein für die Abrundung der Dezimalbrüche ab: Ist die letzte Ziffer, die beim Abrunden eines Dezimalbruches wegfällt, 5 oder mehr, so erhöht man die erste stehenbleibende um 1; ist sie unter 5, so fällt sie fort! Also: Runde auf 5 Stellen ab: 0,359426 gleich 0,35943; auf 4 Stellen: 0,3594; auf 3 Stellen: 0,359; auf 2 Stellen: 0,36; auf 1 Dezimalstelle: 0,4. Auf 1 Dezimalstelle abgerundet: 15,0987 = 15,1; 1,9996 = 2,0; 9,9999 = 10,0.

Vervielfachen und Teilen mit 10, 100, 1000 (usw.).

10 mal 0,01 = 0,1 — 10 mal 23,3 = 233,0
100 mal 0,01 = 1,0 — 100 mal 23,3 = 2330,0
1000 mal 0,01 = 10,0 — 1000 mal 23,3 = 23300,0
usw. — usw.

Wir vervielfachen eine Dezimalzahl mit 10, 100, 1000 usw., indem wir das Komma eine, zwei, drei (usw.) Stellen nach rechts rücken. Dadurch rückt jede Ziffer im Zahlensystem eine Stelle (zwei, drei Stellen usw.!) nach links und gilt 10, 100, 1000 usw. mal soviel wie zuvor. 10 000 mal 4,05 RM = 40500,00 RM; 100 000 mal 0,005 kg = 500,000 kg. —

Beim Teilen ist es umgekehrt.

0,1 : 10 = 0,01 — 24,5 : 10 = 2,45
0,1 : 100 = 0,001 — 24,5 : 100 = 0,245
0,1 : 1000 = 0,0001 — 24,5 : 1000 = 0,0245
usw. — usw.

Wir teilen eine Dezimalzahl durch 10, 100, 1000 usw., indem wir das Komma eine, zwei, drei (usw.) Stellen nach links rücken. Dadurch rückt jede Ziffer im Zahlensystem eine Stelle nach rechts, gilt also den 10., 100., 1000. (usw.) Teil soviel wie zuvor.

4,1 : 10 000 = 0,0004,1 = 0,00041; 0,005 : 100 000 = 0,00000,005 = 0,00000005 = 5 Hundertmilliontel. 36 : 1 000 000 = 0,000036,0 = 0,000036. (36 dezimal geschrieben = 36,0. Hinter jeder ganzen Zahl muß ich mir das Komma im Bedarfsfall denken!) —

Zusammenzählen und Abziehen.

Die Rechenoperationen sind nicht schwer. Wir rechnen wie mit ganzen Zahlen, nur setzen wir Komma unter Komma! 0,3 + 71,51 + 0,05 + 221,0 + 1,0009 rechnen wir so:

```
   0,3
  71,51
   0,05
 221,0
+  1,0009
---------
 293,8609
```

5,01—4,00007 sieht so aus (erweitern):

```
 5,01000
-4,00007
--------
 1,00993
```

Malnehmen!

Der Malnehmer ist eine ganze Zahl.

```
0,3264 · 8.
-----------
    2,6112
```

Wir nehmen wie mit ganzen Zahlen mal und schneiden von rechts nach links 4 Stellen durch ein Komma ab; denn wir haben ja Zehntausendstel mal genommen. — Der Malnehmer ist ein Dezimalbruch.

```
0,864 · 0,073
-------------
         2592
        6048
-------------
     0,063072
```

Wir vervielfachen Dezimalbruch mit Dezimalbruch wie ganze Zahlen und schneiden von dem Ergebnis von rechts nach links soviel Dezimalstellen ab, wie beide Faktoren (Einfaches und Vervielfacher) der Aufgabe Dezimalstellen zusammen haben. 864/1000 verglichen mit 864 ergibt, daß wir das Einfache (die malzunehmende Zahl!) ins Tausendfache gesetzt haben; desgleichen ist mit dem Vervielfacher geschehen (73/1000 wurde 73). Wir erhalten also ein Ergebnis, das 1000 mal 1000 = 1 000 000 mal zu groß ist. Indem wir den 1 000 000sten Teil vom Ergebnis nehmen, wird es so, wie es sein soll. (Und wir teilen durch 1 000 000, indem wir das Komma sechs Stellen nach links rücken!)

Teilen!

Der Teiler ist eine ganze Zahl.

$$\begin{array}{l} 131{,}5476 : 12 = 10{,}9623 \\ \underline{\ \ }\\ \ 115 \\ \ \ \ 74 \\ \ \ \ \ 27 \\ \ \ \ \ \ 36 \\ \ \ \ \ \ \ \ 0 \end{array}$$

Wir beachten wieder das Komma! Sonst teilen wir wie mit ganzen Zahlen. Die mancherlei Sonderfälle und Feinheiten dieses Gebietes beschäftigen uns ein andermal. —

Der Teiler ist ein Dezimalbruch.

$$64{,}3258 : 1{,}25 = 6432{,}58 : 125$$
$$60 : 1{,}32 = 6000 : 132$$
$$0{,}05 : 0{,}00010 = 5000 : 10.$$

Ist der Teiler ein Dezimalbruch, so verwandeln wir ihn in eine ganze Zahl und vervielfachen die zu teilende Zahl mit derselben Zahl, die den Teiler zu einer ganzen Zahl gemacht hat. (Das „Gleichgewicht der Kräfte" will sich auch im Rechnen behaupten!)

$$10 : 1 = 10$$
$$100 : 10 = 10$$
$$1000 : 100 = 10$$
$$10000 : 1000 = 10 \text{ usw.}$$

Eine Erklärung zu diesem Beispiel erübrigt sich wohl!

Dezimalbrüche und gemeine Brüche in Verbindung.

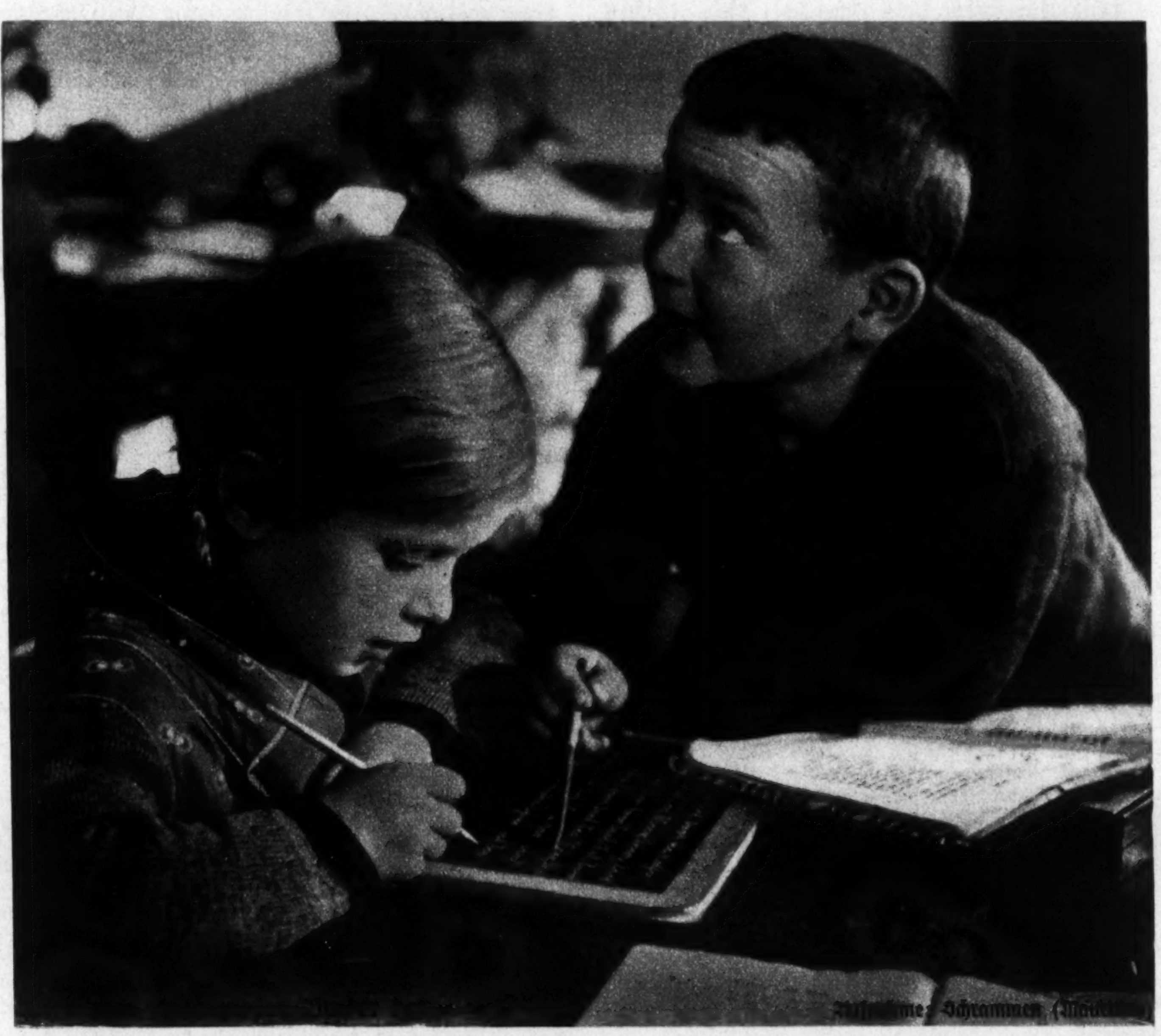
$\frac{1}{2} + 0{,}5 = \frac{1}{2} + \frac{1}{2}$ oder $0{,}5 + 0{,}5$;
$\frac{1}{3} - 0{,}25 = \frac{1}{3} - \frac{25}{100} = \frac{1}{3} - \frac{1}{4}$;
$\frac{1}{2}$ mal $8{,}6 = 0{,}5 \cdot 8{,}6$.

Wir müssen uns entscheiden, ob wir mit gemeinen Brüchen oder mit Dezimalbrüchen rechnen wollen. Das Bequemste wird genommen. — $\frac{5}{8}$ in einen Dezimalbruch verwandelt sieht so aus:

$$\begin{array}{l} 5 : 8 = 0{,}625 \\ 50 \\ \ \ 20 \\ \ \ \ 40 \\ \ \ \ \ \ 0 \end{array}$$

Aehnliche Beispiele ließen sich noch mehr anführen. Wir wollen aber für heute unsere Rechenstunde hiermit schließen.

Willi Kranz



Aufnahme: Schrammen

Kinder, die uns Sorgen machen

Unser Kind hört schlecht, wie können wir ihm helfen?

Von Maria Röken

Um beim gehörgeschädigten Kind mit unserer Hilfe richtig einzusetzen, ist zunächst von Wichtigkeit, zu wissen, ob es sich um eine angeborene, früh (d. h. im vorschulpflichtigen Alter) oder später (d. h. während der Schulzeit) erworbene Hörschädigung handelt, und welchen Grad diese Hörschädigung erreicht hat, ob wir es mit einer leichten, mittleren oder hochgradigen Schwerhörigkeit oder gar mit vollständiger Ertaubung zu tun haben. In ihrer Auswirkung werden nämlich all' diese angegebenen Fälle sehr verschieden sein.

Unser erster Weg führt selbstverständlich zum Facharzt. Oft kann er durch einfachen operativen Eingriff (z. B. bei Wucherungen) das Uebel gänzlich beheben und die alte volle Hörfähigkeit wieder herstellen oder aber das Hörvermögen doch wesentlich bessern.

Hat der Facharzt festgestellt, daß dem Kinde auf operativem Wege leider nicht zu helfen ist, dann muß unser zweiter Weg zum Fachpädagogen führen, d. h. zur Prüfung der Hörfähigkeit bezw. der Hörgrade des Kindes wenden wir uns (auch schon mit dem Kind in noch vorschulpflichtigem Alter!) an die Schule für gehörgeschädigte bezw. gehörlose Kinder. Ist weder die eine noch die andere am Ort vorhanden, versuchen wir in aller Ruhe eine erste Hörprüfung zunächst selbst. Die Prüfung muß aber, um ein klares, eindeutiges Bild zu geben, mehrere Male wiederholt werden und zwar abwechselnd an trockenen und an Regentagen, weil die Hörfähigkeit mit der Witterung wechselt. Man stellt das zu prüfende Kind vier Meter von sich entfernt im Zimmer auf, und zwar zunächst mit dem Gesicht dem Prüfenden zugewandt. Hat das Kind verstanden, daß es das, was Vater oder Mutter vorsprechen, nachsprechen soll, drehen wir es um, daß es uns also den Rücken zukehrt. Man prüft in der gewöhnlichen Umgangssprache, also in der Lautstärke, in der man sich mit jemandem unterhält, und zwar zunächst mit Zahlwörtern, dann mit Vor- und Familiennamen, schließlich mit unbekannten Orts- und Ländernamen. Man kann auch die für Hörprüfungen von Reinfelder aufgestellte Tastwortreihe nehmen.

Wörter mit *hoher starker* Lautwirkung: Spieß — Satz — Salz — scharf — Schiff — Schweiß — Spaß — Zins — Schweiz — weiß — Sitz — spitz.

Wörter mit *hoher schwacher* Lautwirkung: Gips — Faß — Baß — Dachs — Feld — Filz — Gans — Gas — Geld — Glas — Kreis — Greis — Last — Lachs — Lenz — List — Mais — Marsch — Maß — Sieb — Reis — Preis — Wachs — Rhein — Zahl — Zahn — Zier — Riß.

Wörter mit *mittlerer* Lautwirkung: Bach — Bad — Bahn — Blatt — blind — Ball — Bank — Brand — Brett — Brief — Kamm — nackt — Neid — Pfeil — Pferd — Pech — Rad — Rahm — Reck — Tag — Teich — Volk — Werk — Wert — Keil — Geld — Teil.

Wörter mit *tiefer* Lautwirkung: Uhr — Ulm — Bauch — Brot — Bund — Glut — Klub — Korb — Korn — Laut — Lob — Lohn — Mohn — Mohr — Mond — Mund — Mut — Not — Pult — Raub — rot — Rauch — taub — Tor — tot — Ton — Tropf — Wort — Gold — Dom — Dorn — Horn.

Hat ein Kind bei einer Entfernung von vier Metern und einer Tastwortreihe von etwa hundert Wörtern bei trockenem Wetter keinen Ausfall, bei schlechtem Wetter dagegen einen Ausfall von etwa 3—5 Wörtern, so kann jeder mit Leichtigkeit überschlagen, wieviel Ausfälle dieses Kind an Regentagen oder bei feuchtem, nebeligem Wetter in einer Schulstunde und gar an einem ganzen Vormittag haben muß, wieviel bei schlechtem Wetter in einer Schulwoche an seinem Ohr vorbeigehen muß, und wie demgemäß die Leistungen bei Schlechtwetterperioden absinken müssen. Hier ist es angezeigt, dem Klassenlehrer Mitteilung von der Hörschädigung des Kindes zu machen und für das Kind um den besten Hörplatz der Klasse zu bitten, nämlich um einen Sitzplatz in der Mitte der Klasse, damit es die Antworten der hinter ihm sitzenden Schüler ebenso versteht wie die Frage des vornstehenden Lehrers. Die weitverbreitete Meinung, die erste Bank sei der beste Sitzplatz für ein solches Kind, ist nämlich ein Irrtum. Es versteht vorn wohl den Lehrer sehr gut, aber die Antworten der Schüler aus den letzten Bänken (6—8 Meter Entfernung!) gehen an seinem Ohr vorbei und zur Erfassung der Gesamtaufgabe sind diese Antworten ebenso wichtig. Außerdem würde ich vom Lehrer die Erlaubnis erbitten, daß sich das Kind bei längeren Vorträgen hinter ihm sitzender Schüler umdrehen darf, weil es den Sprecher besser versteht, wenn es die „Mundbilder" sieht. (Jeder Normalhörende versucht ja schon bei einem Vortrag so zu sitzen, daß er den Redner sieht, weil ihm das Zuhören dann leichter wird.)

Sind die Ausfälle bei der oben angegebenen Hörprüfung größer, etwa 5 bis 10 bei schlechtem Wetter, und zeigen sich sogar Ausfälle bei trockenem Wetter, oder versteht das Kind bei vier Meter Entfernung überhaupt fast nichts, und muß man auf drei Meter, zwei Meter oder gar ein Meter oder sogar noch näher an das Kind herangehen, damit es das vorgesagte Wort nachspricht, so ist für ein solches Kind die Umschulung in eine Schule für Gehörgeschädigte unbedingt erforderlich.

Einem solchen Kind hilft der beste Sitzplatz in der Klasse nicht mehr, denn unsere Klassenräume haben durchschnittlich einen Durchmesser von 6—8 Meter. Der Ausfälle werden im Laufe eines Jahres so viele, daß das Kind das Jahresziel nicht erreichen kann. An dieser Stelle muß ich noch auf eins eingehen, nämlich auf den Hörapparat. Alle Optiker handeln heute außer mit Brillen auch mit Hörapparaten, und die Zeitungen preisen in Riesenbuchstaben jeden Tag neue Apparate an. Wir wollen uns freuen über den Fortschritt unserer Technik auf diesem Gebiet. Die Hörapparate sind in den letzten Jahren unendlich verbessert und verfeinert worden, sie sind eine unbedingt segensreiche Erfindung für: — — Erwachsene! Für das Kind ist der Hörapparat, gleich welcher Firma und Konstruktion, abzulehnen. Haben Sie den Besitzer eines Hörapparates in der Verwandtschaft oder näheren Bekanntschaft, so werden Sie feststellen, daß er den Apparat nur zeitweilig gebraucht, die meiste Zeit liegt er in der Schublade. Fragen Sie nach dem Grund, so mögen die Antworten verschieden sein, — etwa: Ich bekomme bei längerem Tragen Kopfschmerzen, oder: Ich werde so müde davon, oder: ich muß auch mit dem Hörapparat haarscharf auf-

passen, wenn ich alles verstehen will, das spannt meine Nerven sehr an, ich werde sehr abgespannt, nervös davon — sie laufen doch alle auf dasselbe hinaus: der Hörapparat strengt die Kopfnerven des Erwachsenen sehr an, wieviel mehr muß er aber das zarte Nervensystem eines Kindes, das ja noch in der Entwicklung begriffen ist, angreifen, wenn es gezwungen ist, jeden Vormittag von 8—13 Uhr den Hörapparat zu tragen. Hier wäre der Schaden viel größer als der Nutzen.

Machen wir die Hörprüfung mit einem Kind mit angeborener oder frühzeitig erworbener Hörschädigung, so wird dies Kind kaum Wörter richtig nachsprechen können, weil es in sehr vielen Fällen, selbst mit 6 oder 7 Jahren, und falls es keine Sonderschule besucht, sogar auch mit 8 oder 9 Jahren noch nicht richtig sprechen kann, sondern nur je nach dem Grad der Hörschädigung mehr oder weniger stark „stammelt". Ein solches Kind darf gar nicht erst in eine Grundschule aufgenommen werden, sondern muß gleich in eine Schule für gehörgeschädigte Kinder eingeschult werden, und zwar mit sechs Jahren und nicht erst nach mehrmaligem Zurückstellen mit acht oder neun Jahren. Denn je früher die Kinder in die Sonderschule kommen, je besser ist ihnen zu helfen.

Wenn so ein Kind infolge seiner früh erworbenen Hörschädigung immer nur eine verstümmelte Sprache wahrgenommen hat und demzufolge „stammelt", d. h. viele Laute gar nicht spricht, andere Laute falsch bildet oder durch ähnliche ersetzt, wenn ein solches Kind nicht in ganzen Sätzen sprechen kann, sondern nur in Bruchstücken, wenn es z. B. „Anni bot aben" sagt statt: „Anni hat Hunger. Anni möchte ein Butterbrot haben" oder „Anni dad" für: „Ich bin so müde, ich möchte schlafen", dann sind die lieben Nächsten leider gleich bei der Hand uns zu sagen: „Freut euch, daß Hans und Helmut so helle Burschen sind, mit eurer Anni, das ist ja ein Elend, die ist ja entsetzlich zurückgeblieben und dumm." Zurück ist Anni, muß sie ja naturnotwendigerweise sein, denn Gehör und Sprache sind nun einmal Grundelemente für jede geistige Entwicklung, aber schickt Anni nur in eine ihr gemäße Schule, dann wird sie schon aufholen, und der Lehrer dort wird bald erklären, daß Anni gar nicht dumm ist, sondern ebenso „helle" wie Hans und Helmut auch. Wenn wir nun Anni in die Sonderschule geschickt haben, können wir dann zu Hause auch noch helfen? Aber selbstverständlich!

Ich würde hier vorschlagen, daß die Mutter alle vierzehn Tage oder alle drei Wochen den Lehrer in seiner Sprechstunde aufsucht. Der Lehrer wird ihr gern zeigen, wie er bei dem Kinde die einzelnen Laute und Lautverbindungen bildet und sprechen läßt. Wenn hier nämlich Lehrer bzw. Lehrerin und Mütter Hand in Hand arbeiten, dann wird das Kind viel schneller zum deutlichen Sprechen kommen. Ein Grundsatz aber muß strengstens beachtet werden: Was einmal richtig gesprochen werden kann, darf nie mehr falsch durchgehen! Kann das Kind „Kaffee", „Kuchen" usw. sagen, dann darf kein „Taffee", „Tatte", „Tuchen", „Tußen", oder wie es auch immer heißen möge, mehr erlaubt sein.

Bei der Begriffsbildung kann die Mutter die Arbeit der Schule auch sehr gut unterstützen. Aus der Anschauung kennt das schwerhörige Kind alle Dinge, aber die zugehörige Wortvorstellung fehlt ihm. Lernt das Kind jetzt in der Schule „Tafel, Tasse, Tasche, Teller, Tür, Tor, Tiger, Matte, Ratte, Watte, Latte" usw. sprechen, so werden hier selbstverständlich Sach- und Wortvorstellung verbunden. Wenn aber nun



Lausebams
Aufnahme: E. Hase

die Mutter zu Hause hergeht und bei allem Lesen und Schreiben zu dem Wort das betreffende Ding zeigt, z. B. allerlei Tassen, Teller, Taschen, Türen, und das Kind beim Sprechen diese Dinge in Wirklichkeit in der Hand hat und befühlt oder im Bilderbuch sieht oder aus dem Bilderbuch abmalt und „Tasse", Teller", „Ratte", „Tiger" usw. dazu schreibt, so ist wohl jedem klar, daß eine solche Hausarbeit die Schularbeit wesentlich unterstützt und dem Kinde ungeheuer hilft.

Beim normalhörigen Kind staunen wir oft über Sprachauffassung, Sprachverständnis, Sprachumfang und Ausdrucksweise.

Das schwerhörige Kind kann nichts „aufschnappen". Es „stammelt" nur die paar Wörter, die zur Befriedigung seines täglichen Daseins unbedingt notwendig sind. Und die Sprache, die uns wichtigstes Bildungsmittel ist, muß dem gehörgeschädigten Kinde gegenüber den Dienst versagen. Leider nur läßt manche Mutter ihr Kind, weil es schlecht hört und demzufolge auch schlecht spricht, vom Schulbesuch zurückstellen. Das ist gut gemeint, aber natürlich gerade das falscheste, was zu tun ist. In die allgemeine Grundschule paßt das Kind selbstverständlich nicht, aber da paßt es auch, wenn es ein oder zwei Jahre zurückgestellt worden ist, nicht hinein, denn die allgemeine Grundschule setzt Sprachfertigkeit und Begriffsbildung eines gesunden sechsjährigen Kindes voraus. Das Kind mit angeborener oder früh erworbener Hörschädigung muß mit sechs Jahren in die Schule für Gehörgeschädigte eintreten. Ist am Ort selbst keine solche Schule vorhanden, geht es als Gastschulkind in die nächste Nachbarschule. Mit Zurückstellen ist da in keinem Fall etwas erreicht, denn abgesehen von der Sprache als Bildungsmittel muß ja das schwerhörige Kind auch in seiner geistigen Entwicklung zurückbleiben. Eine Menge mechanischer Geräusche, tierischer und menschlicher Aeußerungen kann das Kind nicht mehr wahrnehmen. Die Mutter singt dem Kinde z. B. vor: „Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh?.." Ein „Rascheln" kann das schwerhörige Kind nicht mehr hören. Wer will ihm da klar machen, was „rascheln" ist? So müssen Begriffe wie: rascheln, knistern, zischen, ticken, quietschen, plätschern, knarren, ächzen, surren, scharren, knurren, summen, winseln, schnarchen, schlürfen, flüstern usw. ohne Inhalt bleiben. Einerseits ist so der Vorstellungsumfang beim gehörgeschädigten Kinde klein, weil eine Reihe von Vorstellungen ganz wegfällt, andererseits fehlt dem Kinde bei einer Kombination oft die Gehörvorstellung als wichtigste Komponente, so daß der Vorstellung nach der inhaltlichen Seite eine Menge abgeht. Das schwerhörige Kind hört nicht den Gesang der Nachtigall, den Ruf des Kuckucks, das Zirpen der Grille, das Piepsen der kleinen Küken, das Schnattern der Ente, kennt beim Herbstwald nicht das Rascheln des Laubes, beim Kornfeld nicht das Rauschen der Aehren. Dadurch wird auch die Gemütsbildung beeinträchtigt.

Es ist nötig, sich die Lage des gehörgeschädigten Kindes zu vergegenwärtigen, um ihm gerecht zu werden! Und welche Fehlentwicklung muß die Charakterbildung nehmen, wenn die Gehörschädigung in ihrer Schwere und ihren notwendigen Folgerungen nicht erkannt und in Ansatz gebracht wird, und das schwerhörige Kind falsch beurteilt und ungerechterweise getadelt wird! Da meint z. B. die ehrgeizige Mutter: „Ja, unser Fritz kann wohl hören, was der Lehrer sagt. Fritz kann wohl in der Klasse mitkommen, wenn er nur will. Fritz ist unaufmerksam, zerfahren, verträumt. Seine Flatterhaftigkeit, Oberflächlichkeit und seine Faulheit sind schuld an den schlechten Leistungen in der Schule!" Liebe Mutter, bedenke das, was ich eben oben ausgeführt habe! Und wenn du nun immer noch meinst, es ist doch wohl nicht so schlimm mit Fritz, dann geh doch bitte mal in den nächsten Tagen zur Ortsgruppe des Reichsbundes der deutschen Schwerhörigen und laß dir dort, die im Auftrage von Professor Dr. Tonndorf, Dresden, aufgenommenen Schallplatten vorspielen. Mit Hilfe eines Siebkettenverfahrens, das einmal die hohen Töne und ein anderes Mal die tiefen Töne wegläßt, hören wir auf diesen Platten die menschliche Sprache, wie der Schwerhörige sie wahrnimmt, nämlich eine Sprache, die kaum noch zu verstehen ist. Vielleicht, liebe Mutter, erkennst du dann, in welcher verzweifelten Lage sich dein Sohn oft befinden muß, wenn er die infolge seines schlechten Gehörs derartig veränderte und verstümmelte Sprache nun richtig deuten soll, und wie oft er daneben raten wird.

Auch während der Schulzeit, während der Volksschulzeit wie auch zur Zeit des Besuches der höheren Schule, kann ein Kind schwerhörig werden oder gar ganz ertauben. Ergibt die zu Anfang beschriebene Hörprüfung, daß das erkrankte Kind nicht mehr in der Lage ist, dem normalen Schulunterricht zu folgen, so ist auch dieses Kind in die Schule für gehörgeschädigte Kinder zu schicken. Warum? Die Schwerhörigenschule oder die Schule für Gehörgeschädigte und später Ertaubte, wie sie auch genannt wird, lehrt als Sonderfach das Ablesen der Sprache vom Munde. Nehmen wir z. B. an, bei einem zwölfjährigen Kinde hatte Scharlach eine Ohrenaffektion im Gefolge. Nach achtwöchiger Erkrankung kommt das Kind hochgradig schwerhörig, fast taub in seine Klasse zurück. Hier setzt die Schwerhörigenschule mit ihrem Sonderunterricht ein. Das Auge soll das Ohr ersetzen. Das Ohr kann den „Klang", wir sagen die „Wortklangbilder", nicht mehr aufnehmen. Jetzt muß das Auge einspringen und lernen, vom Munde „die Mundbilder" abzulesen, d. h. aus den Sprechbewegungen des Mundes den Sprechenden zu verstehen. Kinder erwerben im Ablesen der Sprache vom Munde eine unendliche Fixigkeit und Genauigkeit, so daß Fremde, die die Schwerhörigenschule gastweise besuchen, immer glauben, die Kinder wären Normalhörende und erst durch Umdrehen der Kinder sich überzeugen lassen, daß sie tatsächlich hochgradig gehörgeschädigte beziehungsweise vollständig ertaubte Kinder vor sich haben. Die Fähigkeit des Ablesens der Sprache vom Munde unterscheidet diese Kinder später kaum von normalhörenden und macht sie voll einsatz- und berufsfähig.

Dieser besondere Ableseunterricht wird in der Schwerhörigenschule vom ersten Schuljahre ab erteilt. Außerdem hat die Schule für Kinder mit angeborener oder früh erworbener Gehörschädigung einen besonderen Lautbildungs- und Sprachunterricht. Hier lernt das Kind alle Laute richtig bilden und unterscheiden. Die nicht auf natürliche Weise durchs Ohr erlernte Sprache wird hier mit Hilfe eines umfassenden Sprech- und Sprachunterrichtes entwickelt. Charakterliche Fehlentwicklungen (siehe oben!) sind in der Schwerhörigenschule nicht möglich, weil ja Unterrichtsform und -inhalt dem Bedürfnis und der Fähigkeit des gehörkranken Kindes angepaßt sind. Bereits entstandenen charakterlichen Verbiegungen und seelischen Hemmungen tritt die Schwerhörigenschule mit besonderen geistig-seelischen Einwirkungen entgegen, um sie mit der Zeit wieder zu beheben.

Das allgemeine Bildungsziel der Schwerhörigenschule entspricht dem der Volksschule. Durch Verlängerung der Schulzeit um ein bis zwei Jahre besteht die Möglichkeit, auch das Kind mit angeborener bezw. früh erworbener Schwerhörigkeit zu diesem Ziel hinzuführen und es auf diese Weise auch berufsfähig zu machen.

Schulen für gehörgeschädigte Kinder haben wir heute schon in vielen deutschen Groß- und Mittelstädten. Ist heute am Ort noch keine Schwerhörigenschule vorhanden, wende man sich an die nächste Ortsgruppe des Reichsbundes der deutschen Schwerhörigen e. V. oder direkt an die Reichsbundesleitung Berlin N 24, Oranienburger-Straße 15 I. Von dort wird zu jeder Zeit gern die nächst gelegene Schwerhörigenschule, in die das Kind als Gastschulkind aufgenommen werden kann, angegeben.

Sexta = Klasse 1

Nach der Aufnahmeprüfung wird der Junge nicht mehr, wie früher, Sextaner und das Mädel nicht mehr Sextanerin. Die unterste Klasse des Gymnasiums und der Oberschule für Jungen und der Oberschule für Mädchen heißt jetzt schlicht „Klasse 1", und ihre Bänke drücken hoffnungsvolle „Einser" und „Einserinnen". Hinter diesen klaren, sachlichen Bezeichnungen steht die höhere Schule mit den gleichen Ansprüchen und Voraussetzungen wie früher. Für die Eltern ist es von größter Wichtigkeit, genau zu wissen, was eigentlich nach der Aufnahme von ihrem Kinde und von ihnen selbst verlangt wird.

Die Aufnahmeprüfung ist, wie die Prüflinge inzwischen erfahren haben, keine ernste Klippe, geschweige denn eine Gefahr gewesen — wenigstens nicht für die Jungen und Mädel, die in den drei oder vier Grundschuljahren ordentlich mitgearbeitet und gute Anlagen des Körpers und des Geistes gezeigt haben. Schwieriger war das Urteil bei den Prüflingen, die zwar geringere Leistungen in den wissenschaftlichen Fächern oder im Turnen aufwiesen, aber doch eine ausreichende Begabung erkennen ließen. Ueberstandene Krankheiten, Störungen durch die häusliche Umwelt oder auch artbedingte langsame Entwicklung waren in solchen Fällen zu berücksichtigen.

Die eigentliche Feuerprobe beginnt erst nach Ostern, und zwar in erhöhtem Maße gerade im ersten Schulhalbjahr. Es heißt in den Auslesebestimmungen ausdrücklich, daß ein Junge oder ein Mädel der Klasse 1 nach dem ersten Halbjahr entlassen werden muß, wenn Unfähigkeit oder mangelnder Wille einwandfrei festgestellt wird. Die Zeitspanne ist deshalb so kurz bemessen, um dem Kinde den Anschluß an seine frühere Klasse in der Volksschule nicht zu erschweren und es davor zu bewahren, mit einer nicht abgeschlossenen Schulbildung ins Leben zu treten.

Für Schüler und Eltern liegt das Neuartige der höheren Schule zunächst im fremdsprachlichen Unterricht. Sie unterscheiden die höheren Schulen immer noch nach ihren Sprachen und nennen das Gymnasium Lateinschule und die Oberschule, die Schule der modernen Fremdsprachen, obgleich diese Charakterisierung nicht mehr ganz zutrifft. Wie freut sich jedes normal entwickelte Schulkind auf die erste Unterrichtsstunde in Englisch oder Latein! Eine Vorfreude, die allerdings mit einem gewissen Respekt gemischt ist.

Und wirklich stürmt ja auch eine Fülle von sprachlichen Begriffen und Gesetzen auf das Kind ein! Im neusprachlichen Unterricht ist es Brauch, zunächst ohne Buch auszukommen und nur durch das gesprochene Wort die erste Grundlage zu bilden, also auf dem Wege vom Munde des Lehrers zum Auge und Ohr des Kindes. Welch eine konzentrierte Aufmerksamkeit und aufgeweckte Spannung wird da von dem Neuling erwartet! 45 Minuten dauert die Unterrichtsstunde, und während dieser Zeit muß das Kind an den Lippen des Lehrers hängen. Die stetige Wiederholung des Vorgesprochenen durch Mitschüler und durch den Klassenchor erleichtern zwar die Gewöhnung an die bisher ungewohnte Klangfarbe der fremdsprachlichen Laute, aber ein aufmerksames Ohr ist doch unbedingt erforderlich.

Schon aus diesem Beispiel der Einführung in den fremdsprachlichen Unterricht geht hervor, daß an die Aufnahmebereitschaft und die aktive Mitarbeit des Schülers während des Unterrichts hohe Anforderungen gestellt werden. Aber auch der gesamte übrige Lehrstoff, der zunächst mit dem der Volksschulfächer übereinzustimmen scheint, bringt dem „Einser" und der „Einserin" viel Neues. In den Grundschuljahren war es so gewesen, daß ein Lehrer den gesamten Unterricht der Klasse erteilte. In der höheren Schule gibt es grundsätzlich nur Fachlehrer. Erdkunde erteilt der Lehrer, der auf Grund seines Fachstudiums die Lehrbefähigung für Erdkunde erworben hat. Wenn also für die zweite Unterrichtsstunde Erdkunde angesetzt ist, so erscheint ein neues Gesicht, eine neue Persönlichkeit vor der Klasse. Wirkte der Latein- oder Englischlehrer der ersten Stunde in seiner Art ruhig, so zeigt der Erdkundelehrer vielleicht ein lebhaftes Temperament. In der dritten Stunde ist Rechnen, das ein junger Studienassessor erteilt. Wie eine Befreiung wirkt nach den drei Stunden geistigen Erziehens die vierte Stunde: Turnen! Die Leibesübungen haben eine ganz besondere Bedeutung im Erziehungsplan der höheren Schule bekommen, und so setzt der Turn- und Sportunterricht von Anfang an ganz systematisch ein und der frische, energische Turnlehrer packt die Jungen ordentlich an. Leider kann die Turnstunde nicht für jede Klasse eine Eckstunde sein, und so folgt hier noch eine Deutschstunde als letzte Stunde des Vormittags. Da heißt es, sich noch einmal zusammenzunehmen und sich auf ein neues Gebiet einzustellen. Und wieder bemüht sich eine anders geartete Lehrerpersönlichkeit, einen Weg zum Herzen und zum Verstand von 40 Schülern zu finden.

Das ist der Durchschnitt eines typisch verlaufenden Schulvormittags. Jeder Fachlehrer erwartet trotz aller bewußter Anpassung an Alter und Aufnahmefähigkeit der Schüler unwillkürlich besonderes Interesse für sein Fach. Da ist die Frage verständlich, ob denn die Buben und Mädel einem derartigen Ansturm von wechselnden Eindrücken gewachsen sind?

Ein Grund zur Besorgnis liegt nicht vor. Generationen sind diesen Weg der geistigen und körperlichen Erziehung gegangen und zu einem guten Ziele gekommen. Man darf nicht vergessen, daß junge Menschen elastischer sind und durch ihre Unbefangenheit und Unbeschwertheit manches ertragen, was die Erwachsenen drücken würde. Man muß Schulkinder einmal in der Pause beobachtet haben, wie sie sich im Spiel alle Sorgen von der Seele rennen, sie einfach abschütteln. Sie fangen gewissermaßen jede Stunde wieder frisch an.

Für die Eltern soll das aber nicht bedeuten, daß sie ihr Kind sich einfach sich selbst überlassen können. Die erfolgreiche Mitarbeit im Unterricht hängt ganz wesentlich von der körperlichen und geistigen Verfassung des Kindes ab. Es muß mit einem ausreichenden Vorrat an Kräften seinen Dienst in der ersten Stunde antreten. Der Alltag der höheren Schule zeigt aber, daß es immer wieder Kinder gibt, die zu spät aufstehen und dann irgend etwas Eß- und Trinkbares herunterschlingen und zur Schule stürzen. Das bedeutet von vornherein eine Herabsetzung der Leistungsfähigkeit.

Die Umschulung auf die höhere Schule bringt für ein Kind in den meisten Fällen eine äußere und innere Umstellung mit sich, die weit größer ist, als die Eltern im allgemeinen annehmen. Angefangen vom Schulweg, der sich ändert, bis zur Kameradschaft, die plötzlich nach drei oder vier Grundschuljahren abgebrochen wird und neu aufgebaut werden muß. Neu sind Umgebung, Schultradition und Lehrer. Einem gesunden begabten Kinde fällt das Einleben in neue Schulverhältnisse nicht schwer, schon weil es von Natur aus anpassungsfähig und nach Neuem begierig ist. Aber der Aufbau der höheren Schule und ihre Anforderungen in den sog. Haupt- und Nebenfächern bringen es mit sich, daß sich für den einen oder anderen Schüler Schwierigkeiten entwickeln können, die am besten durch die Zusammenarbeit von Eltern und Schule gelöst werden.

Peter Schmitz

Unser Pollinger

Von Heinz Steguweit

Weiß nicht, ob es anderswo auch üblich war. In meiner Knabenzeit pflegten die Schüler ihrem Lehrer um die Weihnachtszeit einen großen Mann aus Printenkuchen zu schenken. Die Augen waren aus Mandeln, die Litzen aus Zuckerguß, die Knöpfe aus duftenden Rosinen. Dieser flach gebackene Printenmann wurde vom Bäcker nur auf einem Brett verkauft, fest ans Holz gebunden, verziert mit farbigen Bändern.

Auch wir Zwölfjährigen, wohl fünfzig an der Zahl, legten einen Groschen zum andern, sammelten und rechneten, bis die Summe für den weihnachtlichen Printenmann beisammen schien. Dann schworen wir, denjenigen Kameraden nicht zu verraten, der arm war von Hause aus und darum keinen Groschen gegeben hatte.

Unser Lehrer, Andreas Pollinger hieß er, längst ist er tot, war ein guter Mensch. Bei zehn halben Fehlern — es gab nur halbe Fehler bei Pollinger — schrieb er noch „genügend" ins Heft, und wenn es regnete, nahm er so viel Schüler unter seinen Schirm, bis er selber naß wurde wie ein Pudel.

Das Geheimnis der Güte dieses Mannes ist schnell erklärt: Er war Witwer und hatte fünf kleine Kinder! — Wir alle wußten: fünf Kindlein und nur wenig Geld im Monat, das häuft die Sorgen hoch auf, das macht still und scheu — der Lehrer Andreas Pollinger verdiente schon den Printenkuchen auf dem Brett voller Bänder und Schleifen.

Also kam der letzte Tag vor den Weihnachtsferien. Also stand der Printenkuchenmann in Lebensgröße an der Tafel, während rundum in sorgfältiger Kreideschrift zu lesen war: Frohe Weihnacht, Herr Pollinger!

Wir konnten den Augenblick nicht abwarten, da der Lehrer ins Zimmer trat, ein Buch in der Faust, eine Brille auf der Nase. Wir glühten, wir schrien durcheinander, fünf kleine Kinder hatte der Witwer...

Er kam. Mit Brille und Buch. Alles verstummte, jeder stand, einer Säule gleich, in der Bank: „Guten Morgen, Herr Lehrer!"

Pollinger hielt inne. „Setzt euch", sagte er, mit dem einen Auge den Printenmann betrachtend, mit dem andern nach der Inschrift blickend, die auf der Tafel geschrieben stand: „Da habt ihr mir aber eine große Freude gemacht!"

Die Stimme blieb hängen. Und die Augen blickten seltsam: Fünf Kinder daheim!

„Ja. Eine — ganz — große — Freude!"

Also schritt er von Bank zu Bank, jedem die Hand drückend — da wurden diejenigen Kameraden rot im Gesicht, die, der eigenen Armut wegen, an der Spende gar nicht beteiligt waren... gute Kameraden!

Doch da hatte das ewig lauernde Verhängnis auch diesmal nicht die Absicht, hinter der Hecke zu bleiben. Es meldete sich zuerst mit einem Klopfen an der Tür. Und es meldete sich ferner in der Gestalt des Kastellans, der, einen Zettel weisend, erschien: der Herr Lehrer Andreas Pollinger möchte diese Verfügung des Schulrates zur Kenntnis nehmen und rechts unten unterschreiben!

Unser Pollinger las. Unser Pollinger unterschrieb. Und als der Kastellan wieder draußen war, kam's stockend aus dem blassen Lehrer:

„Jungens, ich darf den Printenkuchenmann nicht annehmen. Der Herr Schulrat hat's eben verboten. Es soll



nicht mehr sein. Es ist eines beamteten Lehrers nicht würdig!"

Wir scharrten. Wir rebellierten — aber Pollingers Stimme fuhr dazwischen: „Ihr habt zu gehorchen! Der Herr Schulrat hat's befohlen. Und der Herr Schulrat hat recht!"

So verschwand der Printenmann von der Tafel, und der Lehrer teilte ihn auf. Jedem einen Happen. Fünfzigmal. Und wer da sagte, er sei mit keinem Groschen beteiligt gewesen, der bekam einen besonders dicken Happen. Und als sich einer meldete, er habe, der Laubsäge wegen, Verwendung für das Brett, gab Pollinger auch dieses noch her, obwohl er es gerne behalten hätte . . .

Ich muß ehrlich sein: Viele von uns Zwölfjährigen weinten. Nur der Lehrer blieb stolz und ernst, auch gab es heute nicht mal halbe Fehler, es gab nur gute Noten . . .

Keiner von uns hatte den Mut, seinen Printenhappen zu essen. Nur, als die Schulstunden dieses Morgens vorüber waren, rannten wir alle — wir alle ohne Ausnahme — kreuz und quer durch die Stadt, um schneller in Pollingers Wohnung zu sein als der blasse Witwer selber.

Da kam uns eine alte Aufwartefrau entgegen, und hinter der alten Aufwartefrau verkrochen sich fünf kleine Kinder!

„Sind das dem Pollinger seine?"

„Ja. Sind Pollinger seine!"

Das Haus dröhnte vom Geschrei, als wir die fünfzig Printenhappen auf Tisch und Stuhl, auf Bank und Schrank legten, und auch das lange Brett stellten wir in die Ecke. —

Die alte Aufwartefrau schlug die Hände zusammen: „Aber was soll denn das?"

„Nix. Der Herr Schulrat läßt fröhliche Weihnachten wünschen!"

Es hatte bis dahin noch keinen Schnee gegeben. Als wir aber auf der Straße waren, hastig wie gejagte Hündchen, schneite es wunderbar und voller Festlichkeit!

Vielleicht der — — Lohn?

Nach Neujahr war wieder Schule. Auf dem Stundenplan stand als erster Unterricht: Deutsch! — Und Pollinger ließ uns das Lied singen: „Wenn alle untreu werden!" Dann las er uns Eichendorffs Gedicht vom Frühling vor: „Bist nicht verarmt, bist nicht allein, Umringt von Sang und Sonnenschein!"

Pollinger ist im Kriege gefallen.

Preisausschreiben der »Reichs-Elternwarte«

Wer erzählt die schönste Jugenderinnerung?

Mit seiner kleinen Erzählung »Unser Pollinger« hat Heinz Steguweit wie mit einem Zauberstabe all die Erinnerungen wachgerufen, die schon so lange schlummern. Nun steht sie plötzlich wieder vor uns, unsere alte, liebe, unvergeßliche Schule. Wieviele Erinnerungen verbinden uns mit ihr, wieviele frohe und – ja, das muß leider auch gesagt werden – wieviel trübe Stunden werden da wach. Aber wie schnell haben wir den kindlich-leidenschaftlichen Haß, den wir manchmal empfanden, wenn uns nicht immer unser Recht wurde, vergessen, wie hell aber leuchten dagegen die sonnigen Stunden, wie leben sie unvergeßlich weiter als ein Stück unersetzlichen Jugendglückes.

Wenn heute unsere Kinder heimkehren aus der Schule oder vom Spielplatz oder aus dem Kreis ihrer HJ.-Kameraden und -Kameradinnen, und sie berichten uns von dem Heiteren und Ernsten aus ihrer Welt, wie stark spüren wir dann das Verlangen, ihnen zu erzählen aus unserer Jugendzeit. Kommt dann noch die Bitte: »Mutti, erzähl mal!« oder »Vati, wie war das damals?«, dann sind es gar oft köstliche Geschichten, die da von unseren Lippen sprudeln. Denn so, wie Heinz Steguweit eine besinnliche Erzählung von seinem alten Lehrer Pollinger weiß, wissen viele tausend Mütter und Väter von ihrer alten Lehrerin oder ihrem alten Lehrer zu berichten, Geschichten, die wert sind, daß sie der Mitwelt erhalten bleiben.

Und darum, liebe Eltern, bitten wir euch, schreibt diese Geschichten einmal auf. Denkt, ihr säßet im Kreise eurer Kinder oder inmitten guter Freunde, und die Erinnerung wird wach. Auf die schriftstellerische »Gewandtheit« kommt es dabei nicht an, auch nicht auf die »Länge«, und erst recht nicht auf den »gepflegten Stil«. Die Erzählung muß wahr sein, das ist das Entscheidende. Und dann nicht länger als höchstens hundert Druckzeilen.

Übrigens soll diese Arbeit nicht umsonst sein. Die besten Arbeiten (nicht die geistreichsten!) wollen wir mit Preisen bedenken und sie außerdem in unserer »Reichs-Elternwarte« abdrucken. An Preisen haben wir ausgesetzt:

einen ersten Preis im Betrage von . . . . . . 75.– RM.
einen zweiten Preis im Betrage von . . . . . . 50.– RM.
einen dritten Preis im Betrage von . . . . . . 25.– RM.
fünf vierte Preise im Betrage von je . . . . . 10.– RM.
und 5 wertvolle Buchpreise im Betrage von insgesamt 25.– RM.

Als letzten Termin für die Einsendungen setzen wir den 1. Juni 1939 fest. Die Preisverteilung und die Bekanntgabe der Preisträger erfolgt in Heft 16 unserer »Reichs-Elternwarte«. Das Urteil des Preisgerichts ist unanfechtbar.

Und nun, liebe Eltern, schreibt das nieder, was ihr als ein Stück schönster Jugenderinnerung bewahrt habt. Schickt uns diese Niederschrift in verschlossenem Umschlage bis zum 1. Juni 1939 unter dem Kennwort »Preisausschreiben« der »Reichs-Elternwarte« an die Schriftleitung der »Reichs-Elternwarte«, Berlin C 2, Wallstraße 17-18.

Schriftleitung und Verlag der »Reichs-Elternwarte«



Rosels

Mit Jubel und Hurra rückt ein neuer Jahrgang in die Schule ein.

„Du brauchst gar nicht mitgehen", hat die Rosel am Vorabend des ersten Schultages zur Mutter gesagt, „ich find' schon allein hin. Und beim Nachbar Hannerl drüben geht ja so d'Mutter mit!"

Rosels Mutter ist es recht so. Was hätte sie auch mit dem Allerkleinsten inzwischen angefangen? Hier heraußen im Waldhüterhäusl war niemand mehr, dem man es hätte anvertrauen können. Aber ihre Rosel war ja ein selbständiges Mädel. Das hatte schon längst fest zugepackt im kleinen Haushalt, das Brüderlein gewartet, sich selbst angezogen und den mehr als halbstündigen Weg in die Stadt zum Einkaufen schon oft allein gemacht. Die konnte man getrost auch stets allein zur Schule schicken. Lief sie doch weiß Gott wie oft mutterseelenallein in den Wald hinüber und sammelte Reisig zum Einheizen. —

„Guten Morgen Fräulein."

Schaut bloß! Was ist das für ein herrlicher, warmer Apriltag!

Mutter steht unter der Haustüre, mit dem Brüderlein auf dem Arm und sagt zum Abschied nur:

„Kriegst ein recht gutes Fräulein. Hör gut, was sie euch sagt!" Sonst nichts. Mutter mag es nicht, wenn man den kleinen Anfängern gleich am ersten Tag den Kopf so voll redet. Wissen ja doch nichts damit anzufangen. Werden höchstens ängstlich und zappelig. —

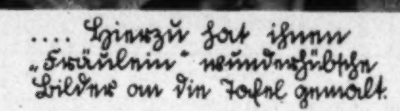
Da wandert sie dahin, ihre „Große". Der weiße Tafellappen wedelt ihr nach. Die nackten Beinchen stecken nur in kurzen Söckchen. Darüber hatte sie die

„Schau mal Fräulein, was ich für schöne Buntstifte habe!"





Die lauschen dem Märchen vom Osterhasen...



.... Hierzu hat ihnen „Fräulein" wunderhübsche Bilder an die Tafel gemalt.

leichten „Klapperl" geschnallt. — „und gleich nach der Schul' heimgehen, Rosel, hörst du?" — — — .

„Mein Gott, die vielen Leut'" staunt Rosel, als sie sich in Begleitung Hannerls und deren Mutter in den Schulhof drängt. Aber es dauert nicht lange, dann saugt der Strom der Eltern und Kinder sie wie von selbst hinein in das große einladende Tor, hinein in das erste Schulzimmer links. Und ehe Rosel so recht weiß, wie das zugeht, hat schon ein freundliches Fräulein seine Hand ergriffen und ihm lachend guten Tag gesagt.

Wo sie sich wohl hinsetzen möchte?

„Oh, gleich hier vorne in die erste Bank, daß ich das große Bild auf der Tafel besser anschauen kann!" — „Hast das du gezeichnet?" möchte Rosel das Fräulein fragen, aber das ist schon wieder bei der Türe und bringt ein paar Neue herzu.

Rosel macht es wie die andern, legt ihre Schultasche auf die Bank und staunt die Tafelzeichnung an. Das möchte sie gleich zeichnen. Aber Ruhe hat man keine — denkt sie — immer wieder rückt neben oder hinter einem ein Bub oder Mädel herein, Männer und Frauen stehen und gehen in Gängen und an Wänden herum und plaudern ganz laut. Mutter hat immer gesagt, in der Schule soll man nicht so laut schreien. Die tun es aber doch.

Aha, jetzt redet das Fräulein mit ihnen. Still wird es im Zimmer. Sie sagt, ob nicht die Eltern ein bissel hinausgehen und draußen warten könnten. Sie findet sonst nicht alle ihre Kinder



Ein fröhliches „Heil Hitler!" beschließt die erste Stunde.

zusammen. Möchte ihnen auch die schöne Geschichte von den Osterhasenkindern erzählen. . . .

. . . ach ja, die Geschichte! !

Rosel steht auf einmal draußen vor der großen schwarzen Tafel — mit ihr ein halbes Dutzend andere —. Da sind einige so schöne große Tannenbäume herumgezeichnet, grad so, wie sie bei ihnen draußen hinter dem Haus stehen, die Osterhasenmutter kocht auf einem Oefchen Eierfarben, der Osterhasenvater und der Bub, die färben grad Eier. . . das Fräulein ist schon mitten im Erzählen, was die Hasenkinder alles herbeischleppten zum Färbe- und Packgeschäft . . . „ja so, ihr möchtet wissen, was das kleine Hasenmädel hier vorne eben macht? Seht es mal richtig an, dann wißt ihr es selber!"

„Ui, je", schreit die Rosel, „die hätte ja die rote Farbe von der Mutter zum Vater hinübertragen sollen. Dabei hat sie das Töpferl fallen lassen. Jetzt ist alles hin. Oh, die ganze rote Farbe rinnt in den Boden!"

Mittlerweile hat sich die halbe Klasse um das Fräulein versammelt. Kaum eines der Kinder bemerkte das Verschwinden der Eltern.

„Wißt ihr was, Kinder? Setzt euch in die Plätze, dann kann ich mich zu euch setzen und besser weitererzählen. Vielleicht möchte eines auch das Bild von der Tafel abzeichnen! Freilich, Farben werdet ihr kaum welche haben dazu?"

Huch, was glaubte das Fräulein eigentlich von ihnen? Keine Farben? Rosel wollte mal vorführen:

„Du Fräulein, schau bloß einmal zu mir her, was ich für wunderschöne lange Farbstifte hab'. Ich zeichne alles gleich. Weißt, die Bäum' da, die kann i so gut. Meinst i soll die hellgrüne oder die dunkelgrüne Farb' nehmen?

Nach gebührender Bewunderung der unvergleichlichen Stifte möchte das Fräulein Zeuge des ersten Malversuches Rosels sein, da fängt plötzlich der Sitznachbar des Mädels laut zu weinen an.

„Aber Sepperl?"

„I hab aber keine Farbstift'!"

„Dann machst du alles mit dem Griffel auf die Tafel!"

„I kanns aber gar net!"

„Ich helfe dir doch dabei!"

„I bring' aber mein Schulpack überhaupt gar net auf!"

„Schau, so geht es!"

„I — i — i — möcht heimgehen!"

Die Rosel schaut sich den Hasenfuß erst eine Weile schweigend von der Seite an. Dann befiehlt sie kühl: „Geh, setz di weiter hinter! Laß das Hannerl zu mir her. — Gell, Hannerl, du kommst glei'!"

Heftiges Geklapper von hinten! Banksitze knallen, Aepfel und Frühstücksbrote kollern — ein paar blonde, blaubebändelte Zöpfchen verschwinden in der Versenkung. Woaus Hannerl?

Ach so, das Hannerl benützt die Untergrundbahn, um rascher nach vorne zu gelangen.

Jetzt taucht ihr rotes Gesicht zwischen baumelnden Beinen auf, die Mappe schleift hinter ihr nach: „So", lacht sie schnaufend und streicht das Schürzel zurecht, „jetzta bin i da!"

Still wird es wieder in den Reihen der Buben und Mädl. Atemlos lauschen sie den Taten der guten Osterhasenkinder, die noch am Ostertag früh den Waldbauernkindern, für die keine Gabe mehr übrig geblieben war, von ihren eigenen Sachen etwas brachten. Ach und wie sie gerade noch den bösen Dorfhunden entkamen — eben noch an der Büchse des Jägers vorbeiwischen konnten — — da strahlen große Märchenaugen das Fräulein an.

Rosels Augensterne werden tiefer — dunkler. Ja, sie erlebt mit innerster Seele den Wald mit, ihren Wald, vermeint mit den Hasenkindern über das feuchtkühle Moos zu schleichen, glaubt das Rascheln der Tiere zu vernehmen, das linde Rauschen des Morgenwindes in den Wipfeln — Rosel ist in der Schule daheim!

Oh, schade! Das Schrillen der Stundenglocke ruft alle in die Wirklichkeit zurück.

„Bitte, Fräulein, weitererzählen! Wir bleiben alle noch da!"

„Heute geht es nicht mehr. Eure Eltern können nicht länger warten. Aber kommt nur morgen rechtzeitig, dann erzähle ich gleich weiter!"

Rosel ist recht zufrieden mit ihrem ersten Schultag. Haargenau erzählt sie der Mutter alles. Wie sie ins Bettchen schlüpft, schärft sie ihr noch ganz dringend ein: „Weck mich morgen gewiß um sechs Uhr, daß ich net zu spät komm, sonst hör ich net, wie die G'schicht weitergegangen ist! Gell und meine Farbstifte hast mir alle gespitzt?"

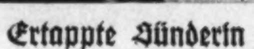


Erst einmal Umschau halten









Ertappte Sünderin — Contax-Aufnahme: E. Gnilka

Kinder lernen lügen!

Es ist viele Jahre her, daß ich mit einem ebenso braven wie hartnäckigen Vater diese mehrstündige Unterredung hatte: er hatte mich um meinen pädagogischen Rat befragt, weil ihn seine fünfzehnjährige Tochter „wiederholt und schmählich" belogen hatte. Sie hatte zweimal die Schule geschwänzt und war einmal, unter Vorgabe eines Schulausflugs, an einem schulfreien Tag nicht mit in die „Laube" gekommen, in den kleinen Schrebergarten, den die Eltern irgendwo am Rande Berlins besaßen. Diese dritte Lüge war für den Vater, der das hübsche Mädel wirklich sehr lieb hatte, offensichtlich am bittersten und er war sehr enttäuscht, daß ich gerade diese Lüge so verständlich fand. Wir hatten es überhaupt nicht leicht miteinander: er war ein großer starker Mann, das Urbild eines strengen und ehrsamen Handwerkers; seine Tochter war ein zartes, zierliches Ding, und man brauchte ihren Vater nur anzusehen, um ihre (nebenbei gesagt: erstaunlich ungeschickten und leicht durchschaubaren) Lügen vollkommen zu begreifen. Wir verabschiedeten uns in gegenseitiger Hochachtung, aber überzeugt hatte ich ihn nicht; er war, wie der Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena", einer jener starrsinnig ehrlichen Naturen, die die Welt nicht verstehen, wenn sie nicht nach ihren Begriffen läuft. Und ihn interessierte eigentlich nur eine Frage: wo und wie nämlich seine Tochter das verdammte Lügen gelernt habe. Er glaubte mit gutem Gewissen sagen zu dürfen, daß weder er noch seine Frau ihre Lehrmeister dabei gewesen seien.



Helge überlegt
Aufnahme: Hans Eltgen

Ja, wie lernen die Kinder lügen? Das fragen sich täglich viele besorgte Eltern. Aber die Antwort auf diese Frage finden sie meist viel zu schnell: da sie es doch von ihnen „sebstverständlich" nicht gelernt haben, müssen sie's von andern Kindern (also z. B. auf der Straße, im Kindergarten, in der Schule) mitbekommen haben. So kommen ja auch die Masern und die Läuse in nichtsahnende Familien. Oder: das Kind lügt eben „aus Anlage, aus Vererbung"! Damit meint aber der Vater natürlich nie sich selbst und sein Erbgut, sondern nur das der Mutter, und die Mutter denkt gar nicht daran, das Lügen ihres Kindes aus ihrer Erbanlage herzuleiten, sondern das hat es nach ihrer Ueberzeugung vom Vater. Also steckt in dieser scheinbar so modernen Erklärung keine biologische Weisheit, sondern nur ein ehelicher Vorwurf, und die wichtigen Erkenntnisse unserer Vererbungslehre werden hier zu (meist haltlosen) persönlichen Beschuldigungen mißbraucht. — Man kann aber ganz allgemein sagen, daß die Kinder das Lügen genau so von den Eltern und Geschwistern lernen wie das Sprechen und anderes. Das

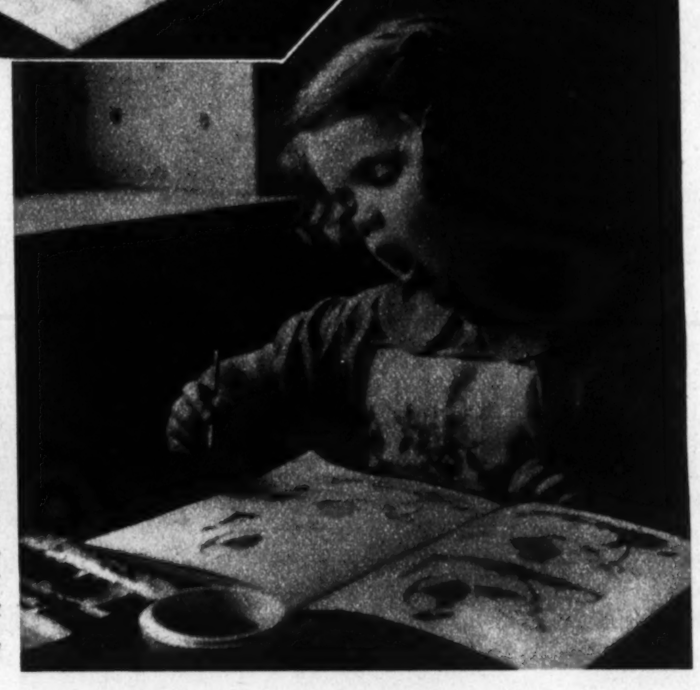


Eine sehr häufige Erscheinung soll hier ausdrücklich ausgeschaltet werden, weil sie mit der Lüge überhaupt nichts zu tun hat: das ist die lebhafte Kinderphantasie, die besonders im vorschulpflichtigen Alter oft kuriose Blüten treibt, die aber bei manchen Menschen bis in die Pubertät hinein und darüber hinaus spürbar ist. Jeder, der über einigermaßen lebhafte Erinnerungen an die eigene Kindheit verfügt, weiß Beispiele dafür. Ich z. B. soll, wie mir meine Mutter und eine Tante später gerne erzählten, als Vier- und Fünfjähriger ganze Geschichten von meinem „Bruder in Afrika" erzählt haben, obwohl ich überhaupt keinen Bruder und Uebersee in unserer Familie nirgends eine Bedeutung hatte. Wahrscheinlich hat der Zoo, den ich damals zuerst kennenlernte, den Anlaß und die Brücke in diese Phantasterei gebildet. Kinder, die sich sehr innig in eine solche traumähnliche Rolle eingelebt und eingesponnen haben, können die Grenzen von „Wirklichkeit" und Phantasie schwer unterscheiden, eben so schwer wie viele Erwachsene, deren Erzählungen nur als freie Erfindungen nicht so leicht nachzuweisen sind. Ich will nicht behaupten, daß solche von Geltungsdrang und Abenteuerlust genährten „Wachträume" der Kinder immer ganz harmlos sind, obschon sie gewöhnlich mit dem Aelterwerden von allein verblassen; mit Lüge haben sie aber genau so viel und so wenig zu tun wie Dichtung und Theater, überhaupt Kunst, Lüge ist. — Die häufigste Form der Kinderlüge


Aufn.: Robot-Bildarchiv

Klein-Ilse malt

wird den Eltern unangenehm zu hören sein, aber die Tatsache wird dadurch nicht verändert. Es sei denn, die Eltern dächten in einer stillen Stunde auch einmal über sich selbst nach. Bleiben sie selbst wirklich immer und unter allen Umständen bei der Wahrheit? Zwingen sie das Kind nicht oft genug zur Lüge durch ihre Fragen, durch ihr Tun? Fordern sie nicht in zahllosen alltäglichen Verlegenheiten das Kind geradezu zum „Schwindeln" auf? Der Vollständigkeit halber: es g i b t eine krankhafte Anlage zum Lügen. Aber die ist praktisch so selten, daß sich kein Vater und keine Mutter dahinter verstecken sollte, um so weniger, als es sich dann immer um schwachsinnige oder psychopathische, also schwer erbkranke Kinder handelt. Wir wollen aber hier nur von gesunden Kindern sprechen und wollen das Kind eines gesunden Vaters und einer gesunden Mutter nicht für krankhaft lügnerisch halten, weil die Erzieher sich mit ihm keinen Rat wissen. Dagegen wollen wir recht deutlich unterstreichen, daß Wahrhaftigkeit von Kindern wie von Erwachsenen nur in einer Gemeinschaft erwartet und gefordert werden kann, die sich in a l l e n ihrer Glieder richtig verhält. So nämlich entsteht die sinnvolle und bedeutsame Frage, welche falschen Verhaltungsweisen, welche Erziehungsfehler der Eltern den Lügen der Kinder entsprechen. Denn bei gegebener Erbanlage ist doch an einem Kinde nur dadurch etwas zu ändern, daß die Eltern sich zuerst ändern!



(wie ja auch der Lüge des Erwachsenen) ist die Lüge aus A n g s t. Sie ist viel weitschichtiger als die primitive Lüge aus Furcht vor Strafe, vor Schlägen, vor harten Worten und langwierigen Predigten, wovon ich zu Anfang dieses Aufsatzes ein Beispiel gegeben habe. Die Lüge aus Furcht vor Strafe ist nur am einfachsten zu durchschauen und man kann sie dem Kinde außerdem noch so schön als „Feigheit" vorwerfen. Aber es steckt viel mehr dahinter. Das Kind kennt seine Eltern ja viel besser, als diese ahnen, und weiß daher (wenn auch natürlich nicht verstandesmäßig, aber dafür erfahrungsmäßig und instinktmäßig) voraus, daß die elterliche Strafe kaum je nach der Gesinnung, sondern immer nur nach der Tat fragt, also derb gesprochen keine Erziehungshandlung, sondern ein Racheakt oder ein Zornausbruch ist. Bei nervösen, jähzornigen, unbeherrschten Müttern und Vätern hat das Kind also ganz berechtigte Furcht vor Uebertreibungen; dazu kommt noch, daß es den wahren Schaden, den es angerichtet hat, nach der Tat leicht überschätzt. Die Gewohnheit vieler spießbürgerlicher Mütter, die Strafe dem Vater „aufzuheben" und sie also dem Kinde bis zur Heimkehr des berufstätigen Vaters nur zu versprechen, ist eine ebenso häufige wie giftige Quelle kindlicher Lüge; denn so selbstverständlich ein Kind die angemessenen Folgen seines Vergehens unmittelbar nach der Entdeckung der Tat vielleicht auf sich nimmt, so peinigend ist es, auf die Strafe warten zu müssen. Wenn die Mutter umgekehrt dem von der Arbeit heimkehrenden Vater alles Unangenehme verschweigt, alles „vertuscht" und dabei selbst offensichtlich „schwindelt", darf sie sich nicht wundern, wenn das Kind bald ihrem Beispiel folgt. Das kann anfangs sogar aus dem Gefühl herauskommen, den Vater nicht aufregen, nicht stören, nicht „kränken", ja nicht möglicherweise wirklich krank machen zu wollen. Es kann sein, daß z. B. dem herzleidenden Vater oder der nervenschwachen Mutter Aufregungen ferngehalten werden müssen, es kann aber auch gut sein, daß die Eltern hier ein gar nicht vorhandenes Leiden den Kindern gegenüber vorgeben; in beiden Fällen ist es ein unverantwortlicher erzieherischer Unfug, dem Kind mit der Krankheit des Vaters oder der Mutter Furcht einzuflößen!! Auch sonst sollten sich die Eltern überlegen, daß ein wutverzerrtes Gesicht, eine unaufhörlich weinende Mutter, eine keifende, schimpfende Stimme, eine unendliche Moralpauke für ein normales Kind keine so sehr erfreulichen Erlebnisse sind und daß verständlich wäre, wenn es solchen Szenen mit der einer Lüge aus dem Wege geht.

Daß die Kinder in vielen Familien von ihren Eltern geradezu zum Lügen verführt werden, wissen wir alle. Das Kind soll sagen, daß Mutter nicht zu Hause sei, wenn der Gasmann kommt und „zufällig" kein Geld im Hause ist; das Kind soll sagen, Mutti habe Kopfweh, wenn Mutti keine Lust hat, mit Vater was zu besprechen; das Kind soll das Händchen geben und ein Knicks'chen machen, wenn die Frau X kommt, die weder das Kind noch die Eltern ausstehen können — das Kind sieht auch, wie die Mutter freundlich und scheinbar hocherfreut über den Besuch ist, den sie noch, als es klingelte, zum Teufel wünschte! Das Kind hört und weiß, daß die Mutter den Schaffner in der Bahn anlügt um den halben Fahrpreis oder sogar noch den ganzen zu sparen; das Kind hört (nur die Erwachsenen bilden sich ein, daß es das noch nicht versteht) die Auseinandersetzungen der Eltern über die Steuererklärung, es erlebt so viele Versprechungen der „Großen" als leer, es lernt, je mehr es in die Familie hineinwächst, die ganze Verlogenheit eines absterbenden Gesellschaftslebens kennen (nur daß das abstirbt, weiß es freilich noch nicht!) und es wird sogar für „unartig" erklärt, wenn es nicht mitmacht. Nur sehr wenige Kinder machen also die Lügerei nicht mit, und die sind als recht unbequem keineswegs beliebt. Nein, nein: die Erwachsenen dürfen schwindeln und in die klare Sonne hinein lügen, soviel sie wollen, und die Kinder müssen es auch — gegen die „Andern" und im Auftrag; nur wenn sie es und auf eigene Rechnung tun, begehen sie eine Sünde gegen die hochverehrten und privilegierten Eltern.

Wahrhaftigkeit ist nur in einer echten Gemeinschaft überhaupt möglich, nur innerhalb eines gewachsenen wechselseitigen Vertrauens zwischen Menschen, die mit einander leben. Wer aber bricht dieses unbedingte Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit des andern im Verhältnisse der Eltern und der Kinder zuerst? Es läßt sich Fall für Fall nachweisen, daß das immer der Erwachsene ist, der sich „einem Kinde" gegenüber nicht ernsthaft verpflichtet fühlt, am allerwenigsten zur Wahrheit. Es gibt keine Frage, als deren Antwort so unverschämt und so verhängnisvoll gelogen wird wie auf die Frage, wo die Kinder herkommen? Für das Kind aber, das im bedingungslosen Glauben an die Wahrhaftigkeit und die — Allwissenheit der Mutter, des Vaters gefragt hat, ist die bald gemachte Erfahrung, belogen und getäuscht worden zu sein, ein bitterer, niemehr zu verwindender Bruch. Die angeblich „gute Absicht" der Lüge ist ihm mit Recht ganz gleichgültig. Und nun sollte das Kind nicht auch s e i n e Geheimnisse oder was es dafür hält, mit Lügen verteidigen dürfen? Immer tiefer wird es in innere Konflikte hineingedreht: es lernt von den Geschwistern und von den späteren Schulkameraden, daß Lügen unter Umständen sogar Kameradschaftspflicht ist und daß der Angeber, der „Petzer", der Denunziant als Lump verachtet wird. Was soll das Kind tun, wenn unvernünftige Erwachsene durchaus von ihm wissen wollen, was es nicht sagen darf, was es nicht sagen w i l l? Den Erwachsenen, die hochmütig die Geheimnisse der Kinder als lächerlich, als ungehörig, als vor allem ihn unbequem mißachten und die sich roh in diese Geheimnisse drängen, ohne das Vertrauen der kleinen Volksgenossen kameradschaftlich zu rechtfertigen, geschieht vollständig Recht, wenn sie nach Noten belogen und betrogen werden von den Kindern.

Ist also die Lüge der Kinder unvermeidlich? Ja und nein. Wider Erwachsene, die den Kindern gegenüber nur Rechte zu haben glauben, und denen der Respekt fehlt vor der wunderbaren kindlichen Entwicklung, der Respekt vor dem Wachstum eines jungen Kameraden an ihrer Seite, wider Neugierige und Eigennützige ist die Lüge ihres Kindes dessen unentbehrliche und unerbittliche Waffe, die Waffe des Schwachen. Wer sein Kind so behandelt, daß es der Lüge nicht bedarf, wer also vor allen Dingen dem Kinde gegenüber auch auf die billige Lüge des Erwachsenen verzichtet, der wird sich über Unwahrhaftigkeit nicht zu beklagen haben.

Hans Hajek

Wie beschäftige ich mein Kind?

Von Heinz Raasch Phot.: „Reichs-Elternwarte"-Archiv

Diese Frage bewegt wohl jede Mutter immer wieder. Ihre Lösung ist von grundlegender Bedeutung für die geistige Entwicklung des Kindes. Jede spielende und arbeitende Betätigung des Kindes muß den Zweck haben, die im Kinde schlummernden geistigen Kräfte freizumachen, zu entfalten, zu steigern und sie zur selbsttätigen, schöpferischen Aktivität zu führen. In dieser Aufgabe liegt der Sinn jeglicher Beschäftigung begründet. Das Kind will aus eigener Phantasie heraus Neues formen und bauen, schöpferisch gestalten. Diesen naturgegebenen Drang müssen wir durch s i n n v o l l e Beschäftigung des Kindes fordern. Nur dann können sich die geistigen Kräfte frei entwickeln. Durch s i n n l o s e, mechanische Beschäftigung werden die zur Gestaltung drängenden Kräfte gehemmt, lahmgelegt und abgestumpft. Das eine Kind entwickelt sich zu einer selbständigen eigenschöpferischen Persönlichkeit, das andere zu einem abhängigen, unselbständigen, mechanisch arbeitenden Menschen. Aus dieser Erkenntnis heraus muß eine Mutter die Beschäftigung des Kindes sinngemäß lenken.

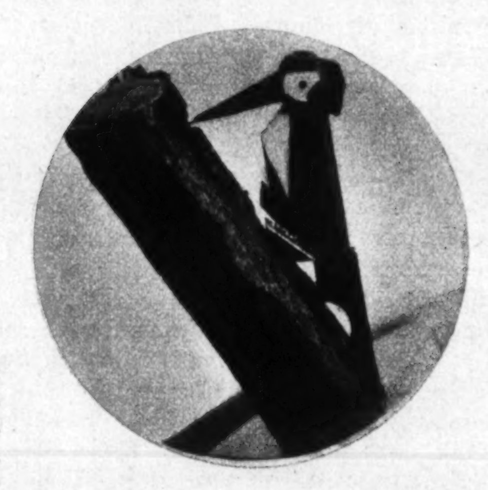


Römischer Grenzwall mit Wachtturm, Plastilinarbeit

Da stellt die Mutter ihrem Jungen ein Holzpferdchen auf den Geburtstagstisch, schön bunt bemalt, mit blankem Lederzeug. Der Junge strahlt und freut sich. Ein, zwei oder auch drei Tage spielt er lustig mit seinem Pferdchen. Dann schwindet langsam der Reiz des Neuen, das Lederzeug wird stückweise abmontiert, sogar der Schwanz muß dran glauben, und schließlich steht es als arme Ruine unbeachtet im Spielschrank. —

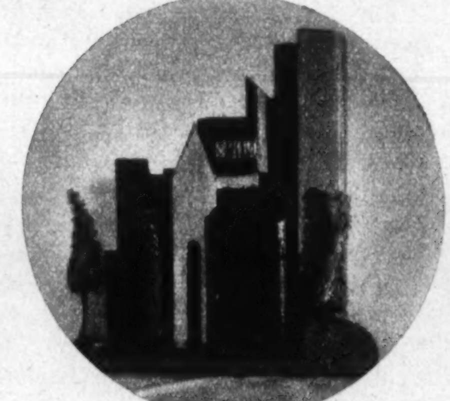
Woran liegt das? —

Ja, das Pferd ist eben nur ein Pferd. Es trägt seine Zweckbestimmung ohne weiteres in sich. Selbst die Phantasie des Kindes kann schließlich nichts anderes mehr daraus machen. Die Verwendungsmöglichkeiten des Holzpferdchens sind vorgeschrieben und eng begrenzt. Die Fabrik hat es eigens für den einen Zweck, Pferd zu sein, gebaut. Die Phantasie, die Haupttriebkraft in der Beschäftigung des Kindes, ist fast ausgeschaltet. Es handelt sich also beim Spiel mit dem Holzpferdchen mehr um reine Nachahmung des Gesehenen als um schöpferisches Gestalten aus der Phantasie heraus. Nachahmung aber führt immer zu einer Mechanisierung des Spiels und der Arbeit. Von einer Entwicklung der geistigen Kräfte kann hier nur in ganz beschränktem Sinn die Rede sein.



Geben wir dem Kinde einmal eine Schachtel mit Knetmasse in verschiedenen Farben in die Hand. Knetstoff ist kein fertiges Spielzeug, das — wie das Pferdchen — seine Bestimmung in sich trägt. Knetstoff ist ein Baumaterial. Seine einzige Bestimmung ist: bauen, formen! Die Beschäftigung mit einem solchen Baustoff ist also eine rein schöpferische, die genährt wird von der Phantasie-, Vorstellungs- und Denkkraft. Das Kind wird durch diese Beschäftigung zum Erfinder. Im handtätigen Gestalten wachsen aus der Phantasie immer wieder neue Bauformen: Kuchen, Pilze, Bäume, Blumen, Tiere, Zwerge, Schneemann, Bäcker, Hexe, Spielsachen usw. Aus Einzelformen werden Kompositionen zusammengestellt: Märchen, Dörfer, Zoo, Wohnung, Bauernhof usf. Anderes Material, wie Rest- und Abfallstoffe, wird hierbei mit verwertet. Hier haben wir d i e Beschäftigung, die das Kind in seinem Schöpferdrange fordert und die das Kind geistig weiter entwickelt. Deshalb spielt ein Kind viel lieber in der Wasserpfütze, im Sandhaufen, mit Holzklötzchen als mit fertigem Spielzeug.

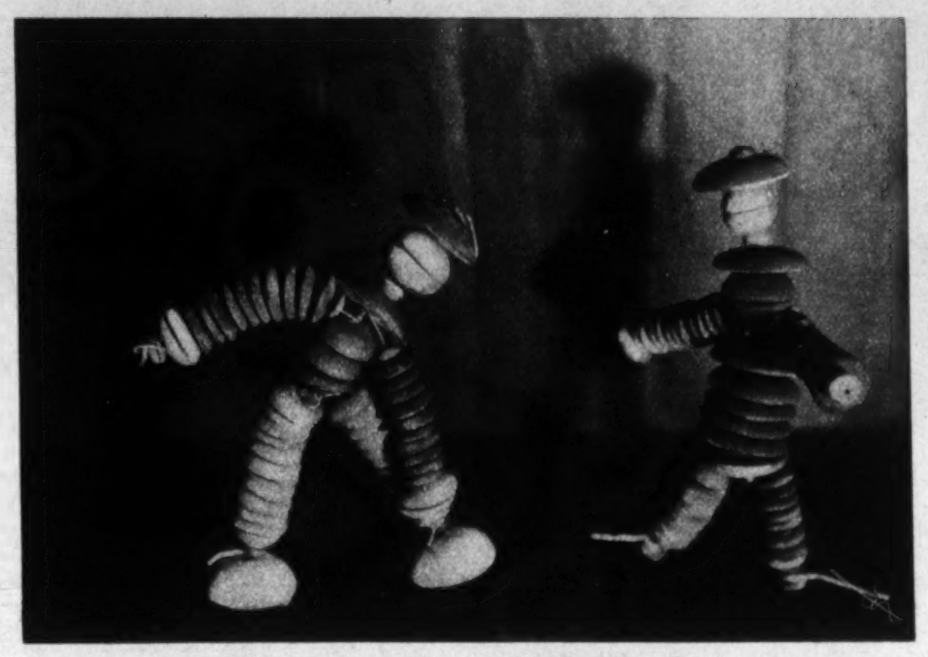
Die Phantasiegebilde der Kinder sehen ganz anders aus als die wirklichen, naturgegebenen Formen, als die Formen, die fast immer dem Spielzeug zu Grunde liegen. Eine Ausnahme bildet das echte volkskünstlerische Spielzeug, das z. B. in der erzgebirgischen Hausindustrie entsteht. An den Formen, die das Kind selbst zeichnet, schneidet, formt und baut erkennen wir die wirklich kindertümlichen Formen, erkennen wir, wie das Kind alle Erscheinungen der Umwelt sieht.



Also, gebt euern Kindern kein fertiges Spielzeug, sondern Bau- und Gestaltungsmaterial in die Hand und baut und gestaltet mit ihnen in kameradschaftlicher Gemeinsamkeit.

Die Spielzeugindustrie hat sich zum Teil schon auf diese Forderung eingestellt. Die verschiedenartigsten Steckspiele, die Matador-, Stabil- und Märklin-Baukästen, primitive Holzbaukästen, die nur leuchtendfarbige Holzklötzchen enthalten und manche anderen Arbeitsmittel wie Leucht-, Bunt- und Scherenschnittpapier, Linolschnittmaterial, Plastilinpackungen u. dergl. werden dieser Forderung gerecht.

Aber auch unbemittelte Eltern können ihre Kinder ohne besondere Kosten in diesem Sinne beschäftigen. Gibt es doch eine Fülle von Rest- und Altmaterial, das tagtäglich achtlos fortgeworfen wird und das doch zur sinnvollen Beschäftigung der Kinder in jeder Weise geeignet ist: wie leere Schachteln, Stoff- und Seidenreste, Leder- und Pelzabfälle, Glasperlen, Knöpfe, Gold- und Silberpapier, Seiden- und Kreppapier, Blechabfälle, Draht, Bast, bunte Wolle, Garnrollen, Kork, Schwammreste usw. Nur ist die Hilfe und Anleitung der Mutter bei dieser spielenden Beschäftigung notwendig. Deshalb müßte sich jede Mutter mit diesen Dingen beschäftigen.



Puppen aus Draht und Holzknöpfen

Was läßt sich nicht alles formen und bauen aus leeren Streichholz-, Zigaretten- und Pappschachteln: Durch geschickte Anordnung, beklebt mit Tapetenresten, entstehen Dorf- und Bauernhäuser, Windmühlen, Stadthäuser, Geschäfts- und Hochhäuser, Brücken, Plakatsäulen, ja ganze Stadtviertel und Siedlungen. Ein altes Tapetenmusterbuch, das jeder Anstreicher gern unentgeltlich abgibt, enthält das geeignetste Material zum Schneiden und Kleben von lustigen Figuren, Tieren und anderen Dingen, wobei die sinnvolle Auswertung der Muster besonders anregend ist. Aus zersägten Garnrollen lassen sich Bäume, Tiere, Menschen und Kerzenleuchter herstellen; ganz reizvolle Arbeiten werden aus Stoff, Seide, Plüsch, Wolle, Samt, Litzen, Bändern u. dergl. gemacht. In Verbindung mit Draht werden daraus Drahtpuppen und -tiere geformt. Ganz drollige Dinge entstehen aus Holzklötzen in Verbindung mit anderem Restmaterial. Mit dem Kartoffelstempel werden die schönsten Muster, Buchumschläge, Buchzeichen, Glückwunschkarten und Bilder gedruckt. Aus Leuchtpapieren werden Ampeln, Fackeln, Fensterbilder, Leuchter und Märchenbilder geschnitten. Endlos ist die Reihe der Gestaltungsmöglichkeiten aus scheinbar wertlosen Abfallstoffen.

Und nun noch eins: Das Kind will in seinem Schaffen Anteilnahme und Anerkennung. Opfert eine Stunde am Tage euerm Kinde und spielt, baut und bastelt mit ihm ernsthaft wie ein Kamerad und nicht wie ein überlegener Könner und Besserwisser. Das Kind braucht einen Spielkameraden und nicht einen Lehrmeister. Unangebrachte Kritik, ein hartes Urteil nehmen dem Kinde nicht nur die Freude am selbstgeschaffenen Werk, sondern machen es in seinem weiteren Schaffen scheu und befangen. Und wie oft ist unsere Kritik ungerecht! Ungerecht deshalb, weil wir den kindlichen Darstellungsformen nicht gerecht werden. Wir dürfen in unserer Beurteilung nicht den Maßstab des Wirklichen und Gekonnten anlegen, sondern müssen bemüht sein, die kindlichen Ausdrucksformen zu verstehen. Das Kind übersteigert in seiner Phantasie alle Erscheinungsformen ins Phantastische und bringt sie in dieser Uebersteigerung zur Darstellung. So sind diese Gebilde nicht immer schön und richtig nach unseren Begriffen, aber vom Kinde aus gesehen ehrlich und wahr, und deshalb verdienen sie Anerkennung und Würdigung, denn hier liegt der Quell wahrer Volkskunst. Ein Lob fördert die Schaffensfreude des Kindes und dient damit der Entwicklung der werk- und bildgestaltenden Kräfte. Eine Kinderarbeit ist immer ehrlich — und deshalb auch gut — wenn sie unbeeinflußt und ohne Anlehnung an Vorbilder aus dem Kinde herauswächst.

So, wie ihr Mütter mit euern Kindern nicht in der geschraubten Gesellschaftssprache, sondern in der Kindersprache plaudert, so müßt ihr auch in der handtätigen Beschäftigung mit euern Kindern selbst Kind werden und euch auf die Stufe des Kindes zurückfinden.



Frau Holle, Plastilinarbeit



Soldat, Holzreste



Mutter und das Mädel stricken um die Weste

Nach dem Häkeln kommt in der Schule das Stricken dran und so wollen wir es auch halten. Ich bringe euch diesmal eine Technik, die den meisten noch völlig unbekannt sein dürfte. Es ist die Technik der verlorenen Masche. Durch diese Technik sparen wir Material und Zeit. Ich schlage vor, daß sich Mutter und das Mädel je eine Resteweste stricken. Es soll eine Weste sein, die man über die Bluse täglich anzieht, oder die man zum hellen ungemusterten Sommerkleid trägt. Um so eine Weste zu arbeiten, brauchen wir keinen Schnitt. Wir stellen zuerst die Taillenweite des Kindes oder der Mutter fest. Die Mädel können das auch schon selbständig machen. Mit einem Zentimetermaß wird gemessen, wie weit die Taille ist. Auf einen Zettel schreiben wir uns diese Zahl auf. Nun suchen wir uns aus unsern Garnvorräten Reste heraus. Wir können zwei, drei Farben zusammenstellen, die gut zusammen aussehen, dabei müssen natürlich immer noch das Kleid, oder der Rock, die Bluse bedacht werden, mit denen man die Weste anziehen will. Zu solcher Weste brauchen wir fürs Kind 75 Gramm und für die Mutter 150 Gramm. Wir wiegen also unsre ausgewählten Reste ab, um festzustellen, ob sie reichen. Wichtig ist, daß die Wollgarnreste alle ungefähr in einer Stärke sind. Nun schlagen wir erst einmal 10 Maschen auf und stricken damit 10 Reihen und maschen sie ab. Nachdem wir festgestellt haben, wieviel Zentimeter diese 10 Maschen ergeben haben, können wir ausrechnen, wieviel Maschen wir brauchen. Nehmen wir an, die Taillenweite hat 60 Zentimeter betragen, so rechnen wir zum Beispiel: 6 Zentimeter sind 10 Maschen, 60 Zentimeter sind 100 Maschen. Natürlich muß sich da jeder nach seinen Maßen richten.

Die Maschenzahl steht also fest, da wir nun mit der Technik der verlorenen Masche stricken wollen, können wir ein Drittel der Maschen fortlassen. Müßten wir also 100 Maschen anschlagen, so brauchen wir jetzt nur 66 Maschen nehmen. Die Maschen schlagen wir diesmal im doppelten Kreuzschlag auf. Wir müssen dazu den Anschlagsfaden doppelt legen. Wir schlagen auf zwei langen Nadeln auf und stricken dann auf eine Rundnadel oder bei Kinderwesten auf ein Spiel Strumpfstricknadeln. Nun stricken wir in Runden ohne zu oder abzunehmen in die Höhe. Wir wechseln mit den Farben ab, so daß die Weste geringelt erscheint. Die Mütter, die sehr stark sind, können nach oben zu etwas zunehmen. Wir stricken jetzt die Höhe von Taille bis zu den Armen, die wir vorher ausmessen. Die Maße können alle sehr knapp genommen werden. Sind wir nun am oberen Rand angelangt, so häkeln wir die Maschen ab. Mit dem Häkelhaken fahren wir in die Masche hinein und holen den Faden durch und streifen die Masche von der Stricknadel. Jede vierte oder dritte oder beliebige Masche häkeln wir nicht ab, sondern lassen sie von der Stricknadel herunterfallen. Nachdem wir das rund herum abgemascht haben und alle Maschen abgehäkelt sind, (nicht zu vergessen, daß immer eine Luftmasche an Stelle der gefallenen Masche gehäkelt werden muß) ziehen wir unsere Weste ordentlich aus. Die verlorenen Maschen klettern nun die Fadenleiter hinunter bis unten zum Anschlag, in dem sie verschwinden. Die Weste ist fertig. Sie erhält noch zwei Achselbänder, die wir stricken (kraus) und mit festen Häkelmaschen einfassen. Die Achselbänder können angeknöpft oder angenäht werden. Man kann in die Weste, sollte sie sehr weit sein, durch den oberen und unteren Rand je eine gedrehte Schnur ziehen.

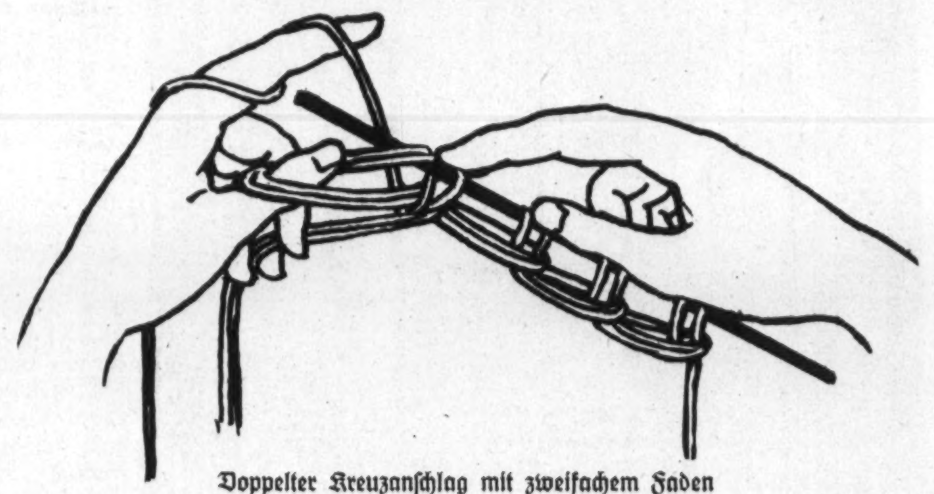
Ursula Scherz



Resteweste für das Mädel



Die Resteweste stricken wir auf einer Rundnadel oder einem Spiel Strumpfstricknadeln in Runden in die Höhe



Doppelter Kreuzanschlag mit zweifachem Faden

Ratet einmal!

Auf Vieren steh' ich,
hab' nur einen Rücken;
und vielen dien' ich,
die mich nur drücken.

*

Wenn du lachst, so lach' auch ich.
Wenn du weinst, ich weine auch.
Grüßt du mich,
so grüß' ich dich.
Ich komm' mit dir
und geh' mit dir.
Du verleihest Dasein mir!

Wer kann mit zwei Zeichen aus unserem A—B—C einen Vogel nennen, den wir alle recht häufig sehen?

Ersetze bei folgenden Wörtern die Striche durch andere Wörter. Diese neuen Wörter ergeben nach der Reihe gelesen ein Sprichwort:

Schul — Ohn — Wer — Tischler

Auflösung aus Heft 6.

Gegensatzrätsel. 1. Arm, 2. Frage, 3. rein, 4. Immer, 5. keiner, 6. Anfang = Afrika.

Punkträtsel. 1. Leutnant, 2. Ulrich, 3. Dortmund, 4. Eider, 5. Netz, 6. Donau, 7. Ordensburg, 8. Rosenöl, 9. Faltboot, 10. Feuerwehr = Ludendorff.

Ergebnis unserer Preis-Aufgabe aus Heft 2/1939

Diese Aufgabe, wieviel Schafe und wieviel Hühner in einem Stalle beieinanderhausen, hat euch viel Spaß gemacht. Denkt einmal: es gingen 4235 richtige Lösungen ein! Könnt ihr euch eine Vorstellung von dieser ungeheuren Masse machen? Und dann noch all die vielen Briefe und Karten, die die Lösung nicht richtig trafen! Aber zur Ehre muß ich sagen, die Zahl der richtigen Lösungen übertrifft die der unrichtigen bei weitem. Einige von euch hatten es sich allerdings leicht gemacht, da war einer, der meinte: „Die Preisaufgabe wollen wir man lieber dem lieben Mond überlassen. Die Lösung kann ich nicht finden. Von wegen mit den Köpfen und den Füßen. Was nicht geht, das geht eben nicht!" Findet ihr, daß Gerhard (so heißt der Briefschreiber nämlich) sich hier richtig verhielt? Warum, lieber Gerhard, geht es denn eigentlich nicht? Ja, ein bißchen muß man sein Köpfchen schon anstrengen, gelt? Aber auch auf etwas anderes bin ich hingewiesen worden, nämlich, daß man bei Schafen und Hühnern nicht „Füße" sagt. Ja, wie heißt es denn nun? Heißt es „Geläuf" oder sollte ich schlechtweg „Beine" sagen? — Da nun so viele richtige Lösungen eingingen, habe ich zuerst einmal all die herausgesucht, die mir wahre Kunstblätter eingesandt haben. Kinder, ich sage euch, ich könnte zehn Wohnungen mit herrlichen Pastellzeichnungen ausstaffieren, soviele schöne Farbenzeichnungen sind mir geschenkt worden. Da habe ich denn bei der Feststellung der Preisträger zwei Abteilungen geschaffen, aus denen das Los zu entscheiden hatte: aus den farbigen Einsendungen entschied das Los die Geldpreise, aus den übrigen dann wurden die Bücherpreise ausgelost. Da nun aber so viele richtige Lösungen eingingen, habe ich die Preise von 7 Stück auf insgesamt 17 erhöht. Ich verteile also heute **zwei erste Preise in Höhe von je 10,— RM.** Die Glücklichen heißen: **Fritz Genth in Sandhofen** und **Gertrud Hablitz in Remmingen**, Kreis Leonberg (Württemberg), ferner habe ich diesmal **fünf zweite Preise in Höhe von je 5,— RM.** ausgesetzt. Diese Glücklichen heißen: **Horst Vieweg in Thale** am Harz, **Margret Hofmann in Lünen** (Westfalen), **F. Karl in Haßfurth** (Mainfranken), **Ruth Nörenberg in Hamburg-Ottensen** und **August Schneider in Fürth** (Bayern). Aber auch die **Zahl der wertvollen Jugendbücher habe ich erhöht.** Statt bisher fünf Stück verteilt das Los heute **zehn Stück.** Die Namen der Preisträger, denen ich ein schönes Jugendbuch schickte, heißen: **Hannelore Mosel in Hannover, Gretl Mayer in Stuttgart, Adolf May in Kaiserslautern, Waltraut Parpat in Stolp, Margot Baldermann in Mannheim-Sandhofen, Rosel Biermann in Naumburg, Erna Mayers in Bendorf, Herbert Hentschel in Kleinöls** (Schlesien), **Anna Alex in Lauban** (Schlesien), **Edelfried Schäfer in Eichwalde** bei Berlin.

Fritz.

Kinderwarte

Eine Vogelversammlung

Die alte, knorrige Eiche auf der Waldlichtung hatte schon manchen Sturm erlebt, manches Tierschicksal gesehen — aber so ein Lärm, so ein Leben wie heute war ihr in ihrem langen Leben noch nicht vorgekommen. Von allen Seiten, aus Hecken und Gebüsch, von Tannen, von Feldrändern kam es herangeschwirrt und gepurrt und versammelte sich auf der Lichtung und den ernst herumstehenden Bäumen: Vorwitzig eifrige Meisen, buntkecke Finken, stahlglänzende Stare, dazwischen schackerten gelbschnablige Amseln. Rotschwänzchen und Bachstelzen wippten vor Aufregung mit den Schwänzchen. Bunte Kuckucke und Eichelhäher flogen von Baum zu Baum, um die Ankunft neuer Gäste zu melden. Unscheinbare Lerchen saßen neben olivfarbenen Singdrosseln und hörten voll Anteilnahme deren Reiseberichte. Wachteln und die stimmbegabten Nachtigallen klagten einander ihr Leid, bis . . . Ja, und da verstummte der Lärm plötzlich. Warum? Gravitätisch kam auf der Lichtung ein Storch geschritten. Manche Erfahrung hatte er auf seinen Afrikareisen sammeln können. Dazu kam sein Umgang mit Menschen — kurz, er war der gegebene Versammlungsleiter.

„Wir haben uns hier versammelt, um Bericht zu geben. Was habt ihr mir Neues zu melden?" — Da erhob das Schwälbchen seine Stimme und klagte: „Wie so oft wollte ich an einem Haus mein Nest bauen. Da kamen unvernünftige Menschen und rissen es ab. Ich hätte alles beschmutzt, meinten sie. Und dabei dachten sie nicht daran, wieviel Fliegen ich wegfange, die sonst alle in ihre Wohnungen kämen." — „Dazu kann ich auch einen Vers pfeifen", fiel der Star ein, „über zweihundert Raupen täglich schleppen meine Frau und ich herbei, um unsere fünfköpfige Familie sattzufüttern. Die würden alle dem Getreide und den Obstbäumen schaden. Und doch halten es die Menschen nicht für nötig, uns Nistkästen aufzuhängen." — „Gott, das ist ja noch nicht so schlimm", klagte die Wachtel, „wir armen Wichte werden zu Tausenden gefangen, getötet und gegessen, wenn wir in Aegypten weilen." —

„Aber nun laßt uns mal reden", schackerte die gelbschnablige Amsel, „was tun wir im Winter? Hungern! Nicht wahr, ihr vom Meisenvolk? Hungern, weil es zu wenig Futterplätze gibt!" —

Der alte Storch hatte stumm den Klagen seiner Verwandten und Bekannten gelauscht. Nun bewegte er den Kopf mit dem langen roten Schnabel: „Hm —", so klapperte er, „dann hilft nur eins: Ich muß hin zu den Menschen. Ich wohne ja bei einem auf dem Scheunendache. Dem werde ich berichten. Vielleicht hilft's." Und er breitete seine schwarzweißen Schwingen aus und segelte zu seinem Hauswirt. Lange stand er da auf dem Dachfirst und klapperte eifrig zu dem Bauer Huber in den Hof hinab. — Der hat mir dann die Geschichte berichtet, damit ich sie euch wiedererzählen soll, denn ihr könnt den Vögeln schon helfen. —

Wer schreibt mit mir?

Jungen und Mädel in der Ostmark, hört einmal her: tagtäglich häufen sich bei mir die Anfragen nach euren Adressen. Ihr glaubt gar nicht, wieviele sich eine Brieffreundschaft mit euch wünschen. Schickt mir schnell eure Adressen, damit ich all die Wünsche erfüllen kann, die an mich gelangen! Aber auch aus Hamburg, Köln und Berlin brauche ich noch die Anschriften von Jungen und Mädel, die bereit sind, mit Gleichalterigen in Brieffreundschaft zu treten.

Es sind jetzt noch 54 Mädel und 22 Jungen, denen ich noch keine Adressen vermitteln konnte, davon sind es mehr als die Hälfte, die einen Freund oder eine Freundin in der Ostmark finden möchten. Wer ist also bereit? Schreibt mir sofort?

Fritz.

Wer spricht's am schnellsten?

Ich hatte euch gebeten, mir Sätze zum „Zungenzerbrechen" einzusenden. Meiner Einladung sind nun viele gefolgt. Ich gebe die besten Sätze hier bekannt. Gespannt bin ich, wer noch mehr weiß.

Die Schneeschipper schippen mit der Schneeschippe Schnee.

Sieben Schneeschipper schippen sieben Schippen Schnee.

Zwischen zwei Zweigen zwitschern zwei Schwalben.

Morgen muß mir meine Mutter Milchmus machen.

Früh in der Frische fischen Fischer frische Fische.

Kleine Kinder können keinen kleinen Kirschkern knacken.

Der Metzger wetzt sein Metzgermesser.

Es sitzen zwei zuckende, zischende Schlangen zwischen zwei spitzen Steinen und zischen.

Herr von Hagen, darf ich fragen, welchen Kragen Sie getragen, als Sie lagen in dem Graben vor der Stadt von Kopenhagen?

Bring der Braut den Strauß vom Strauch.

— Große Krebse krabbeln im Korb. — Gretel klebt krumme Tüten. — Tät ich einen Sechser haben, tät ich mir 'ne Täte kaufen, und ich täte auf der Täte so lang täten, bis die Täte nicht mehr täten täte. — Fünf mal ganz schnell: Schnellzugzuschlagkarte. — Noch einmal fünf mal ganz schnell: Bleiknopf.

Er weiß sich zu helfen

Es war einmal ein Gelehrter, der im Kreise vornehmer Herren verkehrte und wegen seiner Zerstreutheit und Lässigkeit in äußerlichen Dingen von seinen feinen Freunden oft geneckt und verspottet wurde. Eines Tages war er wieder einmal bei einem vornehmen Herren eingeladen, und der Gastgeber hatte sich diesmal einen besonderen Schabernack für den stillen Gelehrten ausgedacht. Er hatte nämlich neben den Teller des Gelehrten keinen Löffel legen lassen und rief, als die Suppe aufgetragen war, seinen Gästen zu: „Ein Schelm, wer seine Suppe nicht mit dem Löffel ißt." Doch unser Gelehrter ließ sich nicht verblüffen. Er ergriff sein Brot, schnitt sich aus der Rinde einen Löffel zurecht und verzehrte in aller Ruhe seine Suppe. Dann biß er in seinen Löffel und rief dem Gastgeber zu: „Ein Schelm, wer seinen Löffel nicht mitißt!" Da haben die vornehmen Herren aber ein recht dummes Gesicht gemacht.

Mal herhören!

Inzwischen hat sich mit manchem unter euch und mir ein recht netter Briefwechsel entwickelt, der uns allen viel Freude macht. Da fällt mir seit einiger Zeit etwas auf. Viele von euch schreiben zum Schluß des Briefes oder der Karte „Mit deutschem Gruß!" und dann noch „Heil Hitler". Das ist doppelgemoppelt! Es gibt nur einen deutschen Gruß und der heißt „Heil Hitler!" Wenn darum einer schreibt „Mit deutschem Gruß!" dann meint er „Heil Hitler!" Ich schlage euch darum vor, die Wendung „Mit deutschem Gruß" fallen zu lassen und stets nur „Heil Hitler!" zu schreiben. Das ist einfach und klar und sagt am deutlichsten, was wir meinen. Also, nicht wahr, wir schreiben bei der Grußform künftig nur noch „Heil Hitler!"

Fritz.



Wer schreibt mit mir? Der Briefträger bringt die Post von Fritz

Neue Preisaufgabe

Die beiden Schwestern Inge und Gisela und ihr Bruder Horst machten mit ihren Eltern neulich einen Spaziergang in ein benachbartes Dorf. Da kamen sie an einer Gastwirtschaft vorbei. „Halt", sprach da der Vater, „nun wollen wir erst einmal frühstücken." Gesagt, getan. Alle fünf kehrten in der hübschen Wirtschaft ein, wo sie von einer freundlichen Wirtin empfangen wurden. Der Vater bestellte das Frühstück, bestehend aus frischem Landbrot, duftender Butter, Honig, Marmelade und für jeden ein Ei. Die Wirtin richtete darauf den Tisch her, stellte vor jeden einen Teller und einen Eierbecher. Als sie dann in die Küche ging, mußte sie feststellen, daß sie an diesem Morgen nur drei frische Eier im Schrank hatte. Dem Vater kam aber ein lustiger Einfall, als er dann die beiden leergebliebenen Eierbecher auf dem Tisch stehen sah. **„Paßt einmal auf, Kinder"**, sagte er, **„wir haben jetzt fünf Eierbecher, aber nur drei Eier. Da wollen wir doch einmal ein Kunststückchen versuchen. Wie kann man die Eier so verteilen, daß in jedem Eierbecher ein ganzes Ei steckt? Es darf also kein Ei zerteilt werden und doch muß in jedem Eierbecher ein Ei stecken."** Da dachten die Kinder lange nach. Ich glaube, sie haben es bis jetzt noch nicht fertig gebracht. Darum wende ich mich an meine findigen Freunde und Freundinnen der „Kinderwarte". Denn, so sage ich mir, wenn die das nicht fertig bringen, dann geht das eben nicht. Aber wer weiß, wer weiß. Ihr sollt euer Köpfchen aber auch diesmal nicht umsonst anstrengen, denn es gibt wieder etwas zu gewinnen. Für sieben richtige Lösungen setze ich die bekannten Preise aus: 1. **Preis** 10,— **RM.**, 2. **Preis** 5,— **RM.**, 3. **bis 7. Preis je ein wertvolles Jugendbuch.** Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, muß das Los entscheiden, wer Preisträger ist. Schickt mir die Lösung bis zum 20. **März** 1939 an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Entweder schreibt ihr ganz kurz, wie man das macht oder ihr zeichnet es auf die Postkarte.

So, Kinder, nun zerbrecht euch den Kopf und helft der Inge, der Gisela und dem Horst, die sicherlich schon einen ganz geschwollenen Kopf von all dem Nachdenken bekommen haben.

Herzliche Grüße. Heil Hitler! Fritz.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

ALLONGE

2. Fortsetzung

Ach, ein Schluck heißen Tees tut so gut! Aber das Lager muß auch dieses Mal auf dem Fußboden aufgeschlagen werden. Zum Jubel der Mädelchen laufen die Schafe und das Kalb über Matratzen und Kissen. Irmgards braune Augen blitzen wieder. Sie schlingt ihre Arme um das Kälbchen und versucht es festzuhalten. Am anderen Morgen geht es schneller mit dem Anziehen, man bekommt die nötige Uebung. Die Hausfrau hat schon „Pelmeni" auf den Tisch gestellt, ein Gericht, das den schwäbischen Maultaschen ähnlich sieht, nur ist es mit Fleisch und Zwiebel gefüllt. Ich versuche ein paar Dinger zu essen, aber es widersteht mir alles nach der schlaflosen Nacht. Um meine gütige Wirtin nicht zu kränken, praktiziere ich die Pelmeni in meine Tasche.

„Bleibe doch mit deinen kleinen Kindern da", rät die Hausfrau; „draußen weht der furchtbarste Buran, du kannst bei dem Wetter ja gar nicht unterwegs sein!" Aber der Kutscher kommt herein: „Aida Generaljscha, eile dich! Ich muß heim, fix, fix!" Und ehe man es sich versieht, sitzt man wieder im offenen Schlitten, umheult vom Sturm. Rosi hat die Matratzen im Rücken aufgestellt, das gibt einen kleinen Schutz. Aber der Sturm reißt und zerrt an allen Hüllen.

„Ich bin nun 70 Jahre alt", schreit der Alte, „aber bei so einem Höllenwetter war ich noch nie unterwegs!" Heute kommt das schwerste Stück unserer Reise, die „Semikolennaja Gorá" (Siebenknieberg). Sind wir hinüber, haben wir das Schlimmste geschafft.

Langsam, langsam steigen wir bergan. Der Weg wird steiler. Er geht haarscharf an Abgründen vorbei, windet sich steile Strecken hinan. Stundenlang. Nichts zu sehen als Schnee und wiederum Schnee.

„Kennst du den Weg gut, Alter?"

„Werde ihn schon kennen!"

Nun fängt es an zu schneien. Der Sturm wirbelt den lockeren Schnee von unten auf, er wirbelt ihn vom Himmel herunter.

Nichts als wirbelnde Flocken.

Nichts als Kälte und Schnee.

Man sieht die Hand nicht vor den Augen, die Wimpern frieren aneinander.

„Alter, siehst du den Weg noch? Verliere den Weg nur nicht!" Ich schreie es durch den tobenden Orkan. Der Sturm reißt uns die Decke herunter, die Hände sind nicht frei, wir halten sie mit den Zähnen fest.

Da — ein Ruck, ein Stoß, ein vielstimmiger Schrei — der Schlitten fliegt um. Ich habe gerade noch Zeit, Erikas Köpfchen zu schützen.

„Bleibt nur ruhig liegen", sagt der Kutscher, nun doch etwas erschrocken. „Ich richte euch schon auf, wir sind, gottverdammich, doch vom Wege abgekommen." Aber seine Kräfte genügen nicht mehr, um den Schlitten aufzurichten. Zum Glück stehen die schnaufenden Pferde mit schlagenden Flanken still. Rosi gelingt es, herauszukrabbeln und mit vereinten Kräften den Schlitten aufzurichten.

Aber wo ist der Weg? Da sieht man das zweite Pferdchen mit den Sachen herankeuchen. Das hat den Weg nicht verloren. Zum Glück ist es nicht weit. Vorwärts, wir müssen weiter!

Immer noch bergauf! Mein Gott, hat der Berg denn kein Ende? Und schließlich ist es doch so weit. Der Alte hockt sich neben Irmgard, er pfeift durch die Zähne und vorwärts geht es, den endlos scheinenden Berg hinunter.

Die dritte Nacht führt uns, müde erstarrte Reisende in ein dunkles Baschkirenhaus. Der Fußboden ist so schmutzig, daß wir um etwas Heu oder Stroh bitten; die Matratzen sehen überhaupt schon stark mitgenommen aus. An allen Fenstern drücken sich Baschkirennasen platt, aber ihre Besitzer kommen wenigstens nicht herein. Zum Glück gibt es ein paar gekochte Kartoffeln, denn unsere Vorräte schmelzen zusammen.

Ich bemerke beim Auskleiden der Kinder, daß Rotraut einen ihrer schönen Walinki verloren hat. Die Kleine hat wohl, ungeduldig aussteigen zu können, ihr Füßchen herausgestreckt, als wir ins Dorf einfuhren. Aber Rosi, die sich mit unserer elektrischen Lampe bewaffnet, sucht vergebens und kommt mit leeren Händen zurück, nachdem sie durch ihre Wunderlampe das ganze Dorf in abergläubischen Schrecken versetzt hat.

So, nun liegen alle ruhig auf der Pritsche, auf der wir schließlich gelandet sind. Da höre ich im Dunklen jemand hereinstampfen. Der Jemand legt sich dicht neben mich. Ich nehme meine Taschenlampe, es ist ein junger Russe. Aber da kommt mein alter Reisemarschall, gibt dem jungen Manne einen Puff. „Da liege ich!" und murrend überläßt der Junge dem Alten den Platz. Ich habe gegen den Wechsel nichts einzuwenden, aber schlafen kann ich wieder nicht. Der alte Mann schnarcht so laut, es ist so dumpf. Plötzlich fühle ich etwas auf meiner Wange krabbeln. Ich greife nach dem Käfer. Ein penetranter Geruch. Ach so, richtig, Wanzen sollen doch so stark riechen. Ich wecke Rosi, unsere Lampe leuchtet die Kinder ab. Alle drei sind mit Wanzen bedeckt! und in Karawanen ziehen sie von allen Seiten heran. Ja, solche zarte deutsche Mädelchen schmecken gut! Es geht an ein erbarmungsloses Morden, aber es hilft nicht viel. Schließlich streue ich um jedes Kind einen Kranz Insektenpulver; das hilft.

Wanzen! Schmutz! Ansteckung! Vielleicht hat gestern hier ein Pockenkranker gelegen und Erika ist noch nicht geimpft . . . Ich kann nicht schlafen.

*

Auch mein Mann kann nicht schlafen. Er hört den Sturm heulen, und fragt sich, ob seine Familie trotz des Unwetters unterwegs ist.

Ach, ausgeschlossen!

Entweder sind sie nicht ausgefahren oder sie warten in einem guten Russenhause das Wetter ab. Der Wind heult und wird zum Sturm.

Vielleicht sind sie doch unterwegs?!

Ach, ausgeschlossen! Aber schlafen kann auch er nicht.

*

Am anderen Tage geht es weiter; Abgründen entlang, am Ufer eisbedeckter Flüsse, bergauf, bergab, durch Steppe und Wald.

Die letzte Nacht führt uns zu einem Tataren. Er ist freundlich, hat aber auch nichts zu essen. Wir sind auch so müde; wir haben nur eine Sehnsucht: uns auszustrecken und zu schlafen, zu schlafen.

„Aida, Generalin, steh auf, draußen scheint es besser zu werden." Und wirklich, der Sturm flaut ab, die Sonne kommt sogar heraus. Irmgard und Rotraut strecken die Näschen aus den Tüchern. Die kleinen Mäulchen plappern. Der Alte schnalzt und pfeift. „Lauft ihr Pferde, ihr Hundesöhne!" Ich denke, nur noch ein paar Stunden! Nur noch eine Rast. Die letzte vor unserem Ziel!

Im schmutzigen Tschuwaschenhause behauptet die triefäugige Hausfrau auch wieder, nichts zu essen zu haben. Kein Stückchen Brot, keine Kartoffel. Rosi kocht aus den letzten Haferflocken eine dünne Suppe. Die Kinder essen mit Heißhunger, nur ein paar Löffel bleiben übrig. Daß Erika immer noch Nahrung findet, wundert mich. Sie liegt da, in allem Schmutze, hebt die zarten Füßchen, kakelt und mirakelt. Mir ist, als wüche vor meinen Augen ein holdes Blümchen auf einem Sumpfe. Aber wie schnell müssen die kleinen Glieder wieder in alle die vielen Hüllen gepreßt werden. Der Windelersatz: Watte und Seidenpapier ist eine Wohltat auf dieser Reise.

Und weiter geht es durch einen herrlichen alten Wald. Der Alte knallt mit der Peitsche: „In drei Stunden sind wir da!“

Gegen Abend sieht man das Dorf unten am Flusse Silair grüßen. Viele rot- und grüngestrichene Häuser zwischen Hunderten von grauen Holzdächern. Die weiße Kirche mit grünen Kuppeln leuchtet vom hohen Felsen herab.

„Seht Kinder, dort unten lebt euer Vater, dort ist Preobrashenski Sawod.“ — „Gott sei Dank, wir sind da“, sagt Rosi. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, ein Ruck, ein Stoß, fast wäre der Schlitten wieder umgefallen, wie schon so manchmal in den letzten Stunden. Aber er findet sein Gleichgewicht wieder, und hinunter geht es in sausendem Tempo. Endlich hält er. „Nein, der Germanez lebt nicht mehr hier, er ist umgezogen, zum alten Apotheker, ja zum alten!“

Also, noch immer nicht aussteigen dürfen! Irmgard brennt darauf, den lieben Vater zu sehen. Da plötzlich springt jemand die Treppe herunter, gerade als der Schlitten vor einem kleinen Hause hält. Ein Mann mit einem russischen Vollbart, großen Walinki an den Füßen, ist d a s mein Mann? Ja, er ist es.

„Nein, Kinder, Kinder bei dem Wetter! Seid ihr denn alle gesund? Herein, herein und tausendmal willkommen!“

Nun gibt es ein fröhliches Wiedersehen; ein Erzählen und Fragen und Wiederfragen.

Rotraut hat den „Onkel“ zwar freundlich begrüßt und sich seine Zärtlichkeit gerne gefallen lassen, nachdem sie sich aber gestärkt, sagt sie mit ihrem hellen Stimmchen: „Und setzt wieder ansiehen und weiterfahren ssu Pappi.“

Aber diesmal brauchen wir nicht weiterzufahren, essen, essen und dann schlafen.

*

Die Morgensonne scheint so freundlich durch die fünf Fenster mit den weißen Gardinen. Auf dem großen Reisekorb, den der alte Rosselenker so haßte, schläft neben unserem Bette Klein-Erika. Auf zusammengebundenen Stühlen schlummern Irmgard, die sich recht breit gemacht hat, und das Blondchen. Rosi hat in einer Nebenkammer Platz gefunden. Ich sehe mich dankbaren Herzens um. Hier schläft mein Mann, um mich herum unsere Kinder. Viele Blumen stehen an den Fenstern, es ist warm und sieht freundlich aus. Ein Gefühl des Geborgenseins kommt über mich, ein dankbares Gefühl des Erlöstseins. Nun steht mein Mann wieder am Steuer, nun habe ich wieder andere Pflichten, bessere, schönere. Es gilt hier in der Fremde meinem Manne eine deutsche Häuslichkeit zu schaffen. Es gilt die Kinder zu hüten und zu erziehen.

Am nächsten Tag fiebert Irmgard bis 40 Grad. Es ist sicher ein Ermattungsfieber. Das kluge Mädel hat zu viel gesehen, erlebt und erlitten. Das ist schlimm. Aber schlimmer ist, daß mein Mann zur Polizeiwache gerufen wird. Er hatte, sobald er erfuhr, das ich unterwegs bin, ein Gesuch eingereicht, um mich und die Kinder aus Orenburg abzuholen. Was wäre uns das für eine Hilfe gewesen! Nun traf die Antwort erst jetzt ein. Sie lautet: Der Zivilgefangene Robert Leibfried darf über zehn Tage nach Orenburg reisen, ohne Bewachung und dann nach Tschaljabinsk ziehen.

Wir konnten uns denken, daß der Beamte es gut gemeint hatte, denn Tschaljabinsk ist eine größere Stadt in Sibirien. Zwar noch 1500 Werst nördlicher als Preobashenski Sawod, aber die Zivilgefangenen strebten gewöhnlich in die Städte, weil das Leben dort kultivierter ist. Der Beamte hatte es sicher gut gemeint, aber für uns ist es ein Schlag. Das „Kann“ wurde zum „Muß“. Meinem Mann wurde der Passierschein ausgehändigt, er soll und muß nach drei Tagen fort.

Aber daran wollen wir nicht glauben, ebenso ist nicht daran zu denken, das schwerkranke Kind wieder in die Kälte zu jagen. Wir hätten nach Orenburg zurückgemußt, dieselbe furchtbare Fahrt sofort noch einmal machen müssen, die wir eben überstanden hatten. Danach wieder Eisenbahnfahrten, Strapazen und Mühseligkeiten. Zufällig kommt ein höherer Polizeibeamter nach unserem Dorf. Wir sprechen mit ihm, wir beschwören ihn. Er ist gottlob liebenswürdig und rät uns, ein Telegramm an den Gouverneur zu senden. Wir fassen wieder Hoffnung, und wirklich nach drei Tagen kommt der Bescheid: Wir können bleiben.

Gott sei Dank! Und ohne Bestechung ist es erreicht, das will in Rußland viel sagen!

Man richtet sich ein, und Rosi, die Großstadtköchin, ist über die billigen Preise erstaunt. Sie traut ihren Ohren nicht, als mein Mann ihr einen Birkhahn und vier Birkhennen einhändigt, die er alle zusammen für 80 Kopeken (etwa 1,50 RM) erstanden hat.

Eintönig fließen die Tage vorbei, es gibt nur Unruhe, wenn wieder neue Einberufungen stattfinden. Die Rekruten haben die Unart, am Tage ihres Abmarsches auch zu den Deutschen zu dringen und sie um „Reisegeld“ zu „bitten“. — „Bitten“ ist etwas umschrieben. Da der Schnaps verboten ist, berauschen sie sich an „Samagonka“, einem ganz gefährlichen Getränk. Aber jedes dritte Haus hat seine eigene Geheimbrennerei.

Auch zu uns kommen sie, aber mein Mann fühlt sich nicht berufen, ihr Fordern zu erfüllen und für dieses Reisegeld zu sorgen.

Manchmal sehen wir einen Rekruten mit gesenktem Kopf langsam durch die Straßen gehen. Um ihn herum eine ganze Reihe Frauen. Von Zeit zu Zeit erhebt eine von ihnen einen lauten, klagenden Gesang. Es gibt Frauen, die eine gewisse Berühmtheit erlangen, sie „weinen schmerzhaft schön“. An der Kreuzung der Dorfstraße bleibt der Rekrut stehen. Er verbeugt sich nach allen vier Seiten, kniet nieder und küßt die heimatliche Erde. Ach, er sieht sie ja selten wieder!

Mein Mann ist zum Vertrauensmann des deutschen Komitees in Orenburg ernannt worden. Er hat jetzt Arbeit und freut sich auch, daß er dem Vaterlande wenigstens auf diese Weise etwas nützen kann. Die Unterstützungsbedürftigen, es sind schon 45 Mann in unserem Dorf, bekommen eine lächerlich kleine Summe, können aber bei den billigen Preisen damit haushalten. Dies Unterstützungsgeld wird vom Deutschen Reiche angewiesen. Das Vaterland hat seine fernen Söhne nicht vergessen.

Wir müssen umziehen, und wir richten uns, so gut es geht, ein. An die weißgetünchten Wände kommen die Landschaften aus einer mitgebrachten Mappe. Mancher Landsmann sieht sie interessiert und sehnsüchtig an. Es sind lauter Bilder aus der deutschen Heimat. In zwei Ecken des Zimmers sind Bretter angebracht, auf denen immer große Sträuße prangen. Der Frühling hat auch hier seinen Einzug gehalten. Deckchen und Serviettchen sind an allen möglichen Stellen ausgebreitet. So sieht es wohnlich aus und mancher einsame Landsmann tritt gerne bei uns ein. Auf dem Hofe gackern acht Hühner. Unsere Wirtin ist freundlich, wenn auch sonst die Bevölkerung gehässig und mißtrauisch ist. Die Greuelbilder „Swerstwo Germanzew“ tun ihre Pflicht. Die Weiber geben vor, sich vor den Deutschen zu fürchten, wenn sie in den Wald gehen. Ein Verbot, das Dorf zu verlassen, ist für die deutschen Männer die Folge. Man ist auf die öde, staubige Straße angewiesen. Wir haben uns ein kleines Gärtchen angelegt, alle Beete und Wege mit weißen Kieselsteinen nett umrahmt. Die Arbeit macht uns Freude, und unser Gärtchen wird zu einer Sehenswürdigkeit. Unseren Kindern gefällt es in der Freiheit des Dorflebens, Irmgard spielt mit den Buben der Wirtin und spricht ein breites, grobes Russisch, wie es dort in Sibirien üblich ist.

Rosi hat uns verlassen, es zieht sie wieder in kultiviertere Gegenden. Im Dorfe ist es ihr zu einsam und zu einfach. Auch wurden ihre Briefe zensiert, was sie tief kränkte. Ich nehme mir eine junge Russin zur Hilfe. Ganz ohne Beistand geh es nicht, denn ich bin verwöhnt und ungewohnt, Hausarbeit zu leisten. In Petersburg hatte ich zwei Mädchen und noch die landesübliche Hilfe vom „Dwornik“ und „Polatjör“, d. h. Hausknecht und Bohner, Männer, die einmal in der Woche das Reinemachen gründlich mit Bohnern, Teppichklopfen usw. unterstützen. Meine Wäsche wurde wir auch fix und fertig, schön auf rosa Seidenpapier ins Haus gebracht. Wollte ich einmal helfen, so gab es bei den Mädchen gekränkte Gesichter. Es wäre ihrer Ehre nicht gemäß gewesen, bei einer Gnädigen zu dienen, die sich zur Hausarbeit erniedrigt hätte. So war ich verwöhnt und dadurch ungeübt; aber der gute Wille war da, und Not lehrt nicht nur beten, sondern auch arbeiten.

Unsere Lisa, das neue russische Mädchen ist flink und intelligent. Zwar kann sie weder lesen noch schreiben, kennt keine Monate und Tage, auch ist ihr eine Uhr nur ein Schmuckgegenstand, aber sie besorgt die Arbeit vortrefflich. Gänzlich anspruchslos, wie sie ist, fällt

es ihr gar nicht ein, sich in Rosis verlassenes Bett zu legen; eine Decke auf den Fußboden, das Kopftuch gelöst, die Schürze abgebunden, und dann schläft sie wie ein Murmeltier. Aber ohne Wecker ist sie wieder munter und ihr fabelhaft ausgeprägter Zeitsinn bringt mich zum Staunen.

Auch die zehn Kinder meiner Wirtin kennen keine Betten, obgleich sie einer reichen Kaufmannsfamilie angehören. Jeder sucht sich sein Lager am Abend und schläft auf Pelzen, Filzstücken und Decken auf dem sehr sauber gehaltenen Fußboden. Die alten Leute bevorzugen den Ofen, der ein Drittel des Raumes einnimmt.

Das Essen ist auch primitiv. Jeden Tag bäckt die Hausfrau frisches Brot oder „Piroggen" für ihre Familie. Das sind mit Fleisch, Quark, Pilzen oder Kohl gefüllte flache Brote. Gemüse kennen sie auch, aber den Salat z. B. schenken sie uns. „Er schmeckt doch nach nichts." Aber Tee gibt es fünf- bis sechsmal am Tage.

*

Es ist Pfingstsonnabend. Lisa hat in unglaublicher Geschwindigkeit unter Strömen von Wasser das ganze Haus gesäubert. Da klopfen ein paar regennasse Gesellen an die Türe. Es sind Landsleute, die im festlichen Dorfe keine Unterkunft finden; sechs, sieben Mann. „Immer nur herein! Platz ist genug und herzlich willkommen!"

Wir halten die jungen Leute für arme Schlucker, aber nachdem sie sich gekämmt, gewaschen und umgezogen, erweisen sie sich als gebildete, wohlerzogene junge Männer, die, aus Orenburg ausgewiesen, die vielen Hunderte von Werst nach Werchni-Uralsk marschieren. Sie haben ja Zeit; und die Gegend ist hier malerisch und interessant. Die munteren und bescheidenen Gäste bringen viel Anregung mit sich, doch erzählen sie auch vom großen Sterben in den überfüllten deutschen Asylen in Orenburg.

Es ist eine Freude zu hören, wie diese jungen Menschen für das Vaterland glühen. Zwei, die die schönen Namen Lothar und Egmont führen, sprechen zwar mit stark russischem Akzent, sie sind in Kiew geboren, aber ihre Gesinnung ist urdeutsch. Abends werden Karten auf dem Tische ausgebreitet, es wird politisiert, geredet und mit glühenden Wangen der Krieg in ein paar Monaten für beendet erklärt. „Ich bitte Sie, bei unseren Erfolgen!" . . .

*

Eines Tages tritt ein böser Gast über die Schwelle unseres Hauses. Eine heftige, eitrige Mandelentzündung oder ein Geschwür im Halse fesselt mich ans Bett. Ich kann weder sprechen, noch schlucken.

Mein Mann hat mit dem Arzte des Ortes, einem Kosaken, einen bösen Auftritt gehabt, als er, als Vertrauensmann, sich für ein paar kranke Landsleute einsetzte. Der Doktor hatte ihn schwer beleidigt und beschimpft.

Sollte er zu ihm gehen?

Aber mein Zustand wird besorgniserregend. Da geht der trotzige und stolze Mann den schweren Gang. Der Doktor aber ist jähzornig und unbeherrscht, doch er ist nicht schlecht. Er kommt mit. Helfen kann er zwar nicht, denn er bringt nicht einmal einen silbernen Löffelstiel zwischen meine Zähne. Aber er verschreibt Kamillentee und sieht sich sehr interessiert in der deutschen Wohnung um; dann sagt er ein paar bewundernde Worte über die Ordnung, die in ihr herrscht, besonders die der Größe nach aufgestellten Schuhe imponieren ihm und verläßt das Haus.

Hilfsbereite Landsleute helfen uns, so gut sie können, bis meine gesunde Natur nach qualvollen Tagen siegt und ich wieder die Zügel des Haushaltes ergreifen kann.

Aber ein Unglück kommt selten allein. Eine gleichfalls ausgewiesene Frau, die mit ihrem Mann und ihren neun Kindern in unserem Hause lebt, stürzt mit den Worten zu uns herein: „Wir werden wieder vertrieben, alle Deutschen müssen in 24 Stunden das Dorf verlassen und zu den Baschkiren ziehen!"

Mein Mann kommt auch gerade heim und bestätigt die Hiobspost. Obgleich wir viele Tausende von Werst vom Kriegsschauplatz entfernt sind, müssen wir fluchtartig das Dorf verlassen. Warum? Nur aus gemeiner Schikane! Unsere armen Landsleute, die gerade ohne Unterstützung sind, weil die Russen wieder einmal das Geld konfisziert hatten, sehen mit Grauen dieser Veränderung entgegen. Sie haben bei den Baschkiren keine Gelegenheit etwas zu verdienen, Hunger und Elend erwarten sie. — Vierundzwanzig Stunden! Was muß nun noch alles geschehen! Und ich kann mich kaum auf den Füßen halten! Mein Mann hat nur Sinn und Zeit für seine Landsleute; das ist seine Aufgabe, die will er restlos erfüllen.

Da erbarmt sich ein junger Landsmann, der „schwarze Meier", der tagein, tagaus unser Gast gewesen ist, und erbietet sich, unsere Sachen zu packen. Er selbst kommt in keine Verlegenheit, denn er besitzt gar nichts. Mit viel gutem Willen und großem Ungeschick werden die Sachen verstaut. Ich glaube, eigenartiger wurde noch nie gepackt, als an diesen heißen Julitagen des Jahres 1915. Erfreulich ist es, daß die Deutschen jetzt wieder zusammenhalten, wie immer, wenn es ihnen schlecht geht. Ja, sie finden ihre Würde wieder, keiner klagt. Jeder tröstet sich mit der Gewißheit: unseren Brüdern an der Front muß es gut gehen, denn die Erfahrung lehrt uns; dann werden wir hier immer geplagt. Und wirklich, das Letzte, was wir vor der Abfahrt hören, ist: Warschau ist gefallen!

Nun, laß den Kopf nicht hängen, Warschau ist gefallen, bald, bald, ist der Krieg zu Ende!

*

Bei den Baschkiren.

Jetzt gilt es vor allen Dingen, sich um Pferd und Wagen bemühen. Die russische Regierung weist einen zwar aus, kümmert sich aber nur insoweit um die Ausgewiesenen, als sie auf eine strenge Durchführung ihrer Maßregeln achtet. Eben sind alle russischen Männer, die es noch im Dorfe gibt, Greise und Knaben, bei der Heumahd. Doch schließlich finden wir einen Kutscher, der es übernimmt, uns nach dem 150 Werst fern gelegenen Temjasowo zu bringen. Von dort sollen wir dann auf die einzelnen Dörfer verteilt werden.

Wir deutschen Frauen sind angeblich nicht gezwungen, unseren Männern zu folgen. Wir können ja bleiben, aber wer will sich in Feindesland bei der willkürlichen Behandlung der Behörden von seinem Lebenskameraden trennen? So habe auch ich nur eine Bitte, als mein Mann meinen Gesundheitszustand in Erwägung zieht und gegen die Reise im offenen, klappernden Wägelchen Bedenken äußert, nur eine Bitte: „Laß mich nicht allein zurück, nicht in Feindesland ohne jeden Schutz! Ich fühle mich schon kräftiger, ich habe Mut! Es wird schon gehen."

Aber in der Nacht erkrankt unser Nesthäkchen schwer. Bei der Hitze ist der Brechdurchfall besonders gefährlich. Was nun? Doch dableiben? Alle Mittel, die mir zur Verfügung stehen, wende ich an, und gegen Morgen ist die Kleine zwar schwach und hilflos, aber doch transportfähig.

Noch vor Ablauf der 24 Stunden sitzen wir auf dem hochbepackten Wagen.

„Gott, mein Gott", seufzt die gutmütige Wirtin, „so anständige Leute und müssen so leiden!"

„Ist es denn so schlimm?" — „Ach, die Baschkiren sind schmutzig und wild, schlecht wird es euch gehen, schlecht! Und die Wohnungen . . ."

Vor meinen Augen erstehen die dunklen Gestalten der Baschkiren, schlitzäugig mit gelblicher Hautfarbe und breiten Backenknochen. Ich habe sie manchesmal auf dem Markte, meist mit Hammelfleisch handelnd, beobachtet. Jedes Mal war in mir eine Angst, ein Widerwille aufgestiegen, wie vor etwas gänzlich Fremdem, Unheimlichem. Und zu diesen Menschen sollen wir nun ziehen?

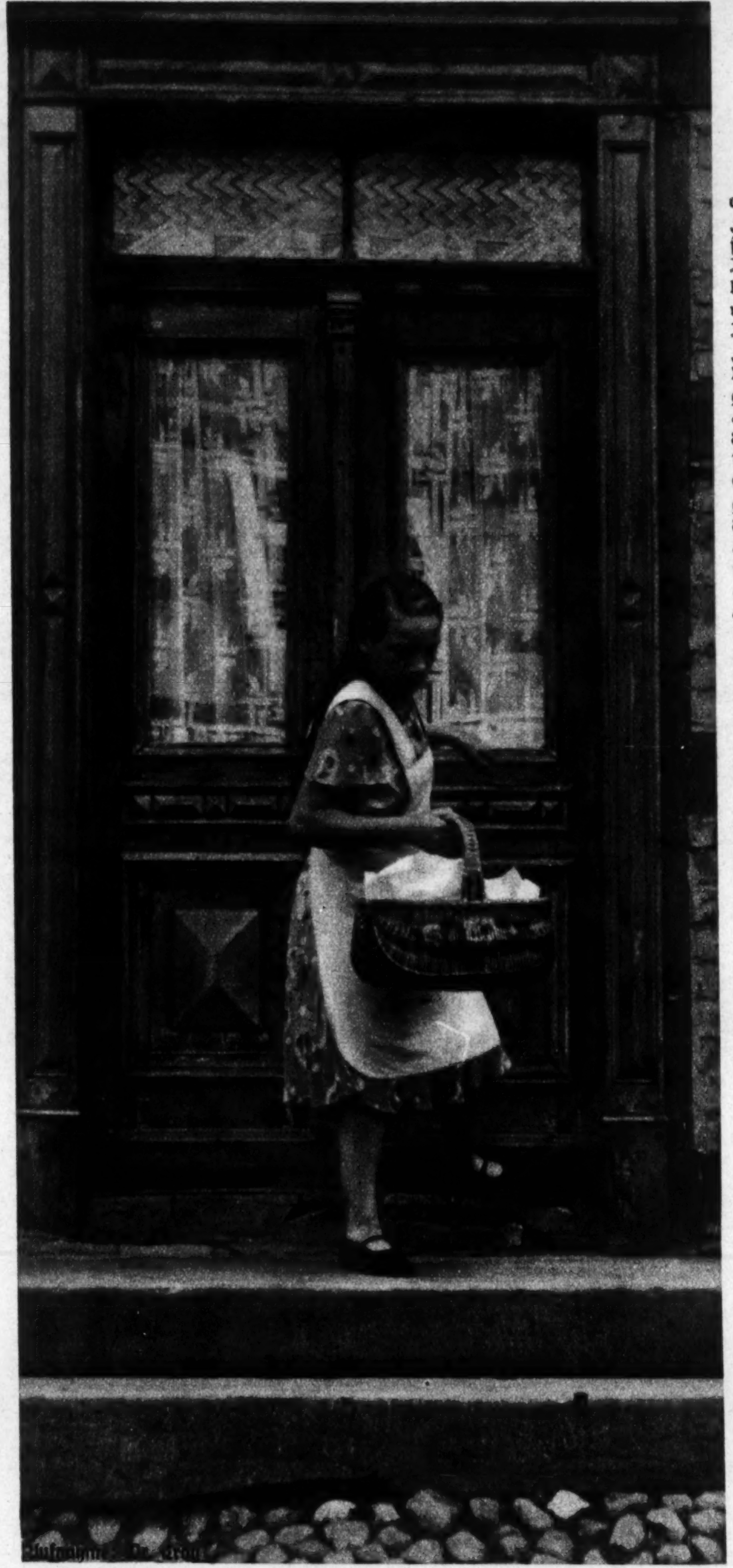
Aber nur Mut, abschlachten werden sie uns nicht gleich, die Herren Baschkiren. Mein Mann ist sogar froh, das gehässige Russendorf zu verlassen; es ist ihm ja bekannt, daß die Baschkiren, als Mohammedaner, ihre Sympathien auf seiten der Türken haben, unseren Bundesgenossen. Da kann man eher eine Brücke schlagen.

Bald liegt das Dorf mit seiner weißen, freundlichen Kirche hinter uns. Wir schauen uns nicht um. Ein neues Kapitel in unserer Gefangenschaft beginnt, es wird, so hoffen wir, von kurzer Dauer sein.

Und Deutschland stürmt von Erfolg zu Erfolg!

Fröhliche Zurufe ertönen von Wagen zu Wagen, und die Stimmung ist eigentlich der ernsten Zukunft nicht angemessen. Nur wenn wir durch öde, verlassene kleine Baschkirendörfer kommen, werden wir alle still. Es ist doch gar nicht möglich, daß bei Temjasowo die Dörfer auch so aussehen? In solchen Hütten können wir Westeuropäer doch gar nicht wohnen!

(Fortsetzung folgt.)



Der erste

Der kleine Stadtkoffer ist nagelneu, ein Konfirmationsgeschenk von Tante Frieda. Neu ist auch die Thermosflasche und leuchtend blau der hübsche Berufsmantel. Gestern abend erst brachte ihn die Schneiderin. Er sitzt wie angehaucht, die vorschriftsmäßige Berufskleidung in der Firma Kubelke, Frisier-Salon und Parfümerie. „Ach Mutti, ich bin ja so aufgeregt.“ Margrete packt dreimal den Koffer ein und aus. „Daß nur der Mantel nicht zerdrückt, der schöne blaue, und noch ein Taschentuch bitte. Ziehen auch die Strümpfe nicht Wasser? Bitte prüfe genau.“ Von oben bis unten schaut die Mutter ihr vierzehnjähriges Mädel an, leichte Besorgnis im Herzen. Dieser Kindskopf tritt nun heute die Lehre an. Sie hätte ihr noch soviel zu sagen, aber die Ermahnungen verstummen vor lauter Gedanken um das eine: „wird es auch das Richtige sein?“ — „Nicht zu vorlaut, Margrete, hörst Du? Und wo Du kannst, wende Dein Englisch an. Die Gäste vom Hotel „Exelsior“, sagt Herr Kubelke . . .“, aber Margrete ist schon zur Türe gestürmt. „Weiß schon Mutti, drück den Daumen für den ersten Tag.“ — „Und hübsch bescheiden, Margrete . . .“, ruft die Mutter hinterher. Dann steht sie noch eine Weile auf dem kleinen Balkon und sieht dem Mädel nach, das ihre ersten Schritte ins Berufsleben hinein tut.

Lustig schwenkt der Koffer hin und her. Am Mantelkragen glitzern und hüpfen bündelweis die Winterhilfsabzeichen, die ersten und die letzten. Bilderbuch und Heinzelmann, Herz, Dackel und die dreigetönte Mundharmonika. An der Ecke bläst sie für Mutti noch ein Abschiedssignal hinein und verschwindet aus dem Blickbereich ihrer Augen. Ach und in den Koffer hat sie noch heimlich Struppi, den zerzausten und zerbeulten Hund vom Nachttisch weg eingepackt. Struppi muß mit. Auf allen Fahrten hat sie ihn im Rucksack mitgeschleppt, warum nicht auch heute? Sie denkt auf dem Wege zu ihrer Arbeitsstätte an so viele Mädels. Jede geht heute einen anderen Weg. Das Herz mag jeder klopfen. Sie ist am Ziel. Schüchtern klinkt sie die Ladentüre auf. Frau Kubelke schaut auf die Uhr und begrüßt sie mit dem Wort: „Pünktlich!“ Eine Minute später schlüpfte sie wie fünf andere junge Mädchen in den blauen Berufsmantel. Eilig haben alle ihren Namen genannt, ihr rasch die Hand gegeben. „Das ist Ihr Haken, und das ist Ihr Fach für Frühstück und Handtasche.“

Berufstag

Die fünf blaubemäntelten Kameradinnen hasten die Stufen hinauf, die von dem Laden zum Frisiersalon hinaufgehen. „Ich habe um 9 schon die erste Dauerwelle", hört sie das Fräulein Dora sagen. „Dauerwelle, das ist noch lange hin!" denkt das kleine Lehrmädchen, seufzt leicht auf und rumpelt mit dem Fensterleder die gläserne Ladentafel ab. „Immer hübsch gleichmäßig, Margarete", ermahnt Frau Kubelke, „aber etwas schneller trotzdem, gleich kommt die Kundschaft. Zeitlupe können wir uns in unserem Betrieb nicht leisten." Margrete lacht schallend auf, denn die Zeitlupenpferdesprünge auf dem Olympiafilm fallen ihr ein. Vierzehn Jahre ist eben noch sehr jung, denkt Frau Kubelke kopfschüttelnd. Sie hat so ihre Lehrlingserfahrung. Oh, Margrete kann es aber gut. Knixend öffnet sie die Tür, weist die Kundschaft nach oben, verkauft für 15 Pfennig Augenwatte, verkauft ein Stück Badeseife, packt es ein wie ein Geburtstagsgeschenk und ruft stolz die Treppe hinauf: „Kasse bitte!" Alles klappt wunderbar. Einmal kommt Fräulein Dora eilig herunter, die Ondulierschere in der Hand. „Eine Flasche Birkenwasser, schnell." Margrete findet sie prompt auf der schimmernden Reihe der Flaschen und Büchsen heraus. Sie ist sehr glücklich, es duftet hier so schön und schillert in allen Farben.

Hinter gläsernen Scheiben ziehen die Menschen vorüber. Oben im Salon arbeiten sie „dicke" sagt die Dora. Es muß wunderbar sein, andern Leuten den Kopf zu waschen. Aber der Salon ist ihr fürs erste noch verschlossen. Sie wird im Laden gebraucht. „Meine Dame, Sie haben Ihren Schirm vergessen", das Lehrmädchen springt dienstfertig hinterher zur Ladentür hinaus und überreicht ihn der Kundin am nächsten Laternenpfahl. Oh weh, Margretchen, der kleine ungewollte Ausflug in die Freiheit soll ihr zum Verhängnis werden, denn sie wird am Mantel gezupft. „Mike und Paulchen? Wo kommt Ihr denn her?" — „Na, wir wohnen doch jetzt hier. Du, wir wollen gerade Kaiser, König, Edelmann spielen, der dritte Mann fehlt uns, komm doch mit in den Hof." — „Klar, komm ich mit, Mike. Ihr habt aber einen schicken Ball. Gib mal her. Der springt gut."

Kling! schnurrt die Ladentür und wieder kling! Wartend steht der Kunde, hüstelt nervös, klopft mit dem Finger auf der Glasplatte und ruft schließlich: „Heda!" Aber oben surren die Föhne,

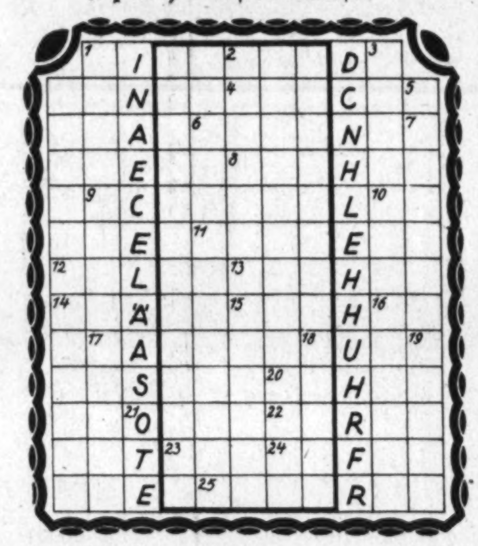


klappern die Scheren, plaudern die Friseusen mit den Kundinnen. Aergerlich geht der Herr. Wieviel Kunden entwischt sind, weiß niemand zu sagen. „Margrete!" ruft die Frau Kubelke, „wo stecken Sie denn?" Vielleicht frühstückt sie? Iwo, sie ist verschwunden, aber aus der Ferne hört man ihr helles Lachen. „Margrete!" Die Chefin geht der Stimme nach, und da sieht sie ihre neue Kraft im Hof mit den Portierskindern Ballspielen. Die Locken flattern, der neue blaue Berufsmantel hat längst die ersten Flecke abgekriegt. „Mike, du spielst aus, Paule hat verloren..." — „Margrete! Was fällt Ihnen denn ein? Sie lassen einfach die Ladenkasse im Stich? Schämen Sie sich nicht? Sowas von einem Lehrmädchen ist mir ja noch nicht vorgekommen." Zornfunkelnd steht Frau Kubelke in der Hoftür. Mit aufgesperrtem Mund starren sie die drei Kinder an. Langsam kommt Margrete wieder „zurück". Sie wirft den Ball von sich, hüpft über die Pfütze, in der sich der blanke Aprilhimmel spiegelt, wie ein Trugbild von Freiheit, Frühling und Osterferien. Die Hoftür fällt hinter ihr zu. Die Kinder starren sich noch immer entsetzt an. Margrete gehört nicht mehr zu ihnen und ist doch nur ein Jahr älter. „Olle Hexe", murmelt Paule und meint die erzürnte Chefin. Mike schluckt Tränen hinunter und beklagte Margrete tief. Aber das besorgt das kleine Lehrmädchen schon selbst. Gottlob hat ihr Mutti ein großes Taschentuch mitgegeben. Sie ahnt wohl, daß man weinen muß am ersten Berufstage. Das war sicher nun der „Ernst des Lebens", von dem Oma immer so viel spricht. „Ich spiele so gern Ball", das war die einzige Entschuldigung, die sie herausschluchzt. Jetzt tut sich die Ladentür auf, Frau Direktor Uebermeyer rauscht herein, eine gute und langjährige Kundin und Frau Kubelkes Zornfalte macht einem Aprillächeln Platz. Die verweinte Margrete wird hinter den Vorhang gesteckt. „Mädchen, du schreckst ja die Kunden ab." Fräulein Dora zeigt kameradschaftliche Gefühle und tupft ihr mit einer kühlen Flüssigkeit die Tränenspuren fort. „Hier hast du ein Bonbon und nun Mumm in die Knochen und bringe nicht morgen aus Versehen den Puppenwagen mit. Zuerst schmeckt Arbeit nie süß, laß man. Nächsten Monat lerne ich dich oben an, gelt? Unschlüssig legt Margrete ihre Hand in die dargebotene Hand der Kameradin. Sie wartet herzlich auf Ladenschluß. Fröhlich war sie ausgezogen, mit gesenktem Kopf zieht sie heim. Zu Hause heult sie eine volle Stunde und weigert sich, morgen wieder den Dienst anzutreten. Schweigend hört die Mutter zu, nimmt das große Mädel auf den Schoß und spricht von den Meilensteinen an der Landstraße, deren Nummern ansteigen und in die Ferne führen; spricht davon, welche Ehre das für ein Mädel ist, wenn ihr gleich am ersten Tag ein Wachtposten über die Ladenkasse anvertraut wird. „Nun nimm den Groschen und rufe mal Lenchen an, die hat doch jetzt auch ihren ersten Berufstag im Haushalt hinter sich." Strahlend kommt Margretchen wieder. „Lene hat gleich vormittags eine Wasserflasche zerkloppt. Sie wollte auch die Stellung wechseln. Aber wir haben uns geeinigt Mutti, wir halten durch."

Annemarie Hering

Kurzweil am Feierabend

Spruch-Versteck-Rätsel



In die Figur sind von links nach rechts folgende Wörter einzutragen:

1. Betonzusatz, 2. Wandschmuck, 3. Scheibe mit Loch, 4. Gewässer, 5. Stadt in Niederschlesien, 6. hohe Begabung, 7. Hochschullehrer, 8. Wort für „in Gewahrsam geben oder nehmen", 9. Brettchen zur Dachdeckung, 10. Schneidwerkzeug, 11. kurzer Dolch, 12. Haarbüschel, 13. Stadt in Palästina, 14. Rabenvogel, 15. engl. Längenmaß, 16. Mündungsarm des Rheins, 17. größte Wüste der Erde, 18. Heilverfahren, 19. strauchige Schmetterlingsblüter, 20. soviel wie Besitzer, 21. Lebenshauch, 22. Kopfbedeckung, 23. europ. Hauptstadt, 24. Tiroler Maler † 1921, 25. Wort für „große Berühmtheit". (Die vorhandenen Buchstaben sind Wortteile.)

Die auf den inneren umrandeten Teil der Figur entfallenden Buchstaben nennen zeilenweise von links nach rechts ein Wort von Goethe. (ch = 2 Buchst., ä = 1 Buchst.)

1. Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — ba — bee — bus — christ — de — di — di — du — du — ei — eis — er — er — erd — fan — flos — haar — häu — i — i — in — ir — kel — klub — korb — la — luth — ma — mas — men — nan — nim — nis — nord — ot — pe — ra — re — rie — ro — roß — ry — se — ser — spar — spei — ster — ta — te — te — ti — toll — trat — trom — tysch — wa — wut — ze — sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Matthias Claudius ergeben. (ch = 1 Buchst.)

Wortbedeutung: 1. südamerikan. Strauß, 2. Truppengattung, 3. Behälter für Tierprodukte, 4. Bettpolster, 5. Gipsart, 6. Heiligenschein, 7. Berichtigung, 8. Nebenfluß des Ob (Sibirien), 9. Genußmittel im Sommer, 10. Blasinstrument, 11. inhaltsarme Redensart, 12. seit 1937 in Deutschland verbotene fremdländische Vereinigung, 13. Bankguthaben, 14. Blödsinniger, 15. Eisenbahnknotenpunkt in Nordamerika, 16. Frucht, 17. Polstermittel, 18. Branntwein, 19. hinterindischer Strom, 20. engl.: Weihnachten, 21. Hundekrankheit.

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — ar — ard — bend — de — de — den — drof — du — e — ei — er — fell — ga — gard — har — hei — hüh — in — in — irm — ka — kraut — kun — li — me — mel — men — ment — mer — mo — neh — ner — ni — po — re — rot — sau — se — sel — sin — stru — ter — ti — trom — tus — un — va — zieh — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Wort von W. H. Riehl ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Widerruf, 2. Naturerscheinung, 3. Nahrungsmittel, 4. Tierprodukt, 5. sagenhafter keltischer König, 6. Fabrikbesitzer, 7. Zeitbegriff, 8. Mädchenname, 9. britischer Stützpunkt in Ostasien, 10. Teil des Ohres, 11. Singvogel, 12. Unterkunftsstätten für Arbeitsuntaugliche, 13. männl. Vorname, 14. Musikinstrument, 15. Werkzeug.

★

Rätsel-Auflösungen aus Heft 6

Rösselsprung. Mailied. Die Kinder haben die Veilchen gepflückt, all, all, die da blühten am Mühlengraben. Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest in ihren kleinen Händen haben. (Theodor Storm.)

Silbenrätsel. 1. Edison, 2. Rispe, 3. Sittich, 4. Chodowiecki, 5. Liebenzell, 6. Aurikel, 7. Favorit, 8. Fronde, 9. Tremolo, 10. Eile, 11. Sekunda, 12. Reede, 13. Ulrich, 14. Hutmacher, 15. Epos, 16. Nidda. — Erschlafftes Ruhen ist der Voelker Tod.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 131 005. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 137 093. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2

Bauer, halt den Acker fest!

Von Hermann Gerstner

Bauer, halt den Acker fest!
Laut sei es dir zugesungen;
Dein Geschlecht hat ihn errungen,
Hat darein den Pflug gepreßt.

Bauer, keine Handbreit Land
Sollst du einem Feinde geben:
Hier verblutete das Leben
Deiner Väter in den Sand.

Bauer, hüte dir dein Gut,
Daß die Enkel Segen ernten,
Wenn dein Leib bei den entfernten
Ahnen unterm Acker ruht!

Aufnahme: v. Hesselin